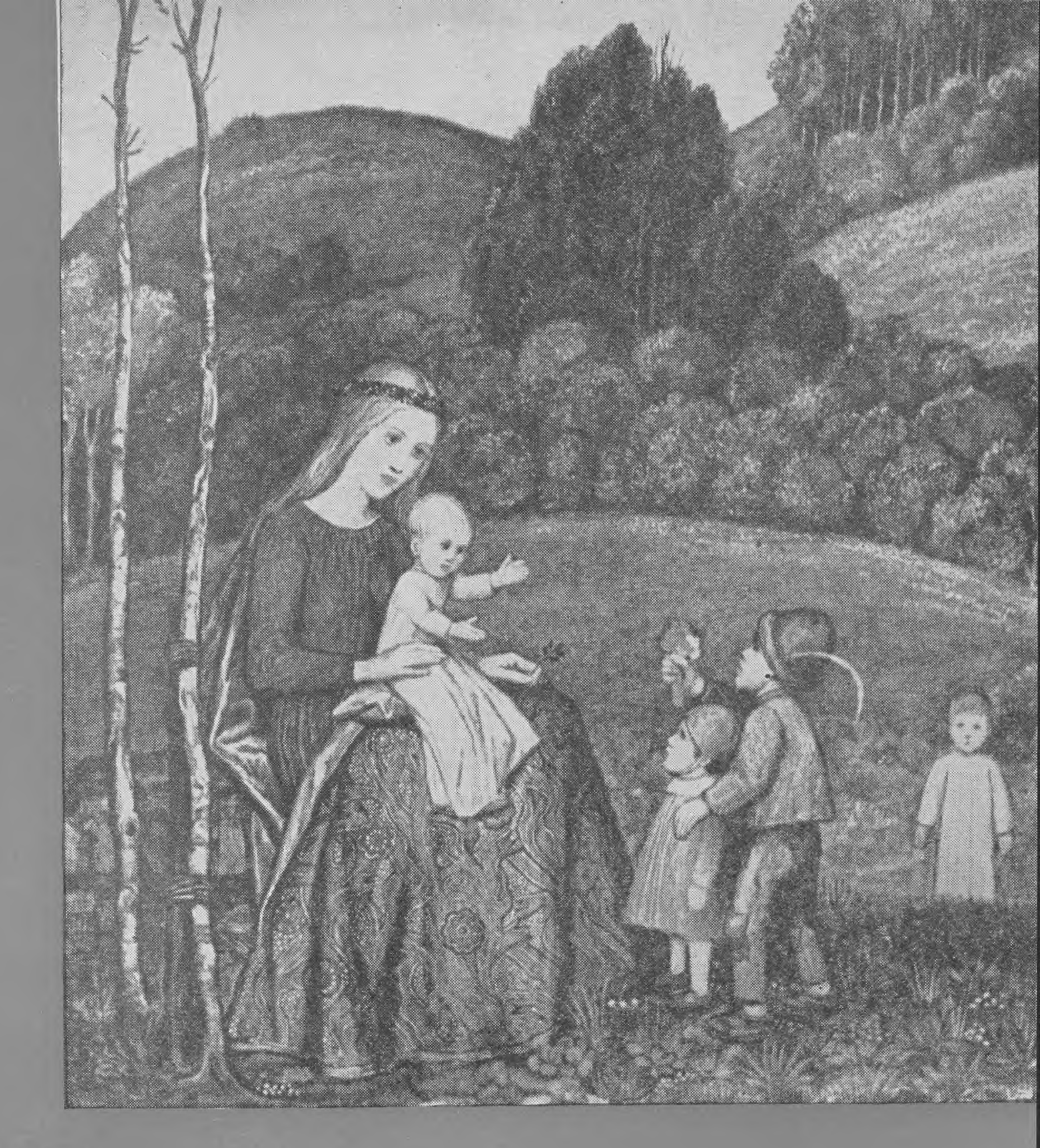
Mai
1954



DER MARIENBOTE



Gebet zu Maria, der Mutter der Ausgewanderten

verfaßt vom Hl. Vater

Heiligste Jungfrau, du hast selbst die Verbannung erfahren. Du begleitest auch die aus ihrem Vaterland Verbannten bei ihrer Wanderung durch die Welt auf der Suche nach Arbeit und Brot. Beschütze freundlich unseren Stand und segne den, der uns Herberge gewährt! Wache, wir bitten dich, über, die, die aus Not zerstreut und durch Bruderliebe in der Fremde aufgenommen wurden, indem du sie im schwersten Kreuz an deinen eigenen Mühen teilnehmen läßt.

Du Hilfe der Christen und Trösterin der Betrübten, sei liebevolle Mutter dem, der vom Schicksal gezwungen, fern der Heimat sein Leben in ängstlicher Sorge um sich und die Seinen fristet und oft niemanden in der Nähe hat, der seine Leiden voll verstehen, seine Kraft stärken, mit der Stimme der Heimat den niedergeschlagenen Geist aufrichten könnte!

Laß es, Maria, geschehen, daß – aus der Kraft deiner Milde, unter dem Schutz deiner mütterlichen Vorsehung, unter dem Beistand deiner Fürbitte – die einen wie die anderen, wir, die Zerstreuten, unsere um uns bangenden Familien, alle gemeinsam im Glauben, in der Hoffnung und der Liebe aufgerichtet, in heiliger Gottesfurcht wandeln! Laß es geschehen, daß wir in Hingabe an den göttlichen Willen, in Treue zu Jesus Christus und seiner Kirche, die Früchte christlicher Gerechtigkeit erfahren und durch sie den Frieden in der Zeit und die vollendete Glückseligkeit auf ewig genießen! Amen.

Der Seminarchor von Battleford wieder auf Reisen

Unsere lieben Leser werden sich noch an den Erfolg unseres Seminarchores vom letzten Jahr erinnern. Im Juni dieses Jahres wird er wiederum den Weg in mehrere Städte und Ortschaften Saskatchewans finden, um unseren Freunden und Gönnern eine Auslese klingender Kostbarkeiten zu bieten. Bei Redaktionsschluß lagen feste Termine für North Battleford, Saskatoon, Humbold und Macklin vor. Mit mehreren anderen Orten sind Verhandlungen noch im Gange. Wir möchten unsere treue Leserschaft schon heute auf diese Veranstaltungen hinweisen. Das genaue Datum kann jeweils aus öffentlichen Bekanntmachungen und Anschlägen ersehen werden.
Ein Blick auf das Programm genügt uns um zu versichern, daß niemand enttäuscht sein wird. Die Liebhaber deutscher und anderer Volkslieder werden ganz besonders auf ihre Rechnung kommen, da der Chor Lieder in mehreren Sprachen zum Vortrag bringen wird. Versäumen sie diese einmalige Darbietung nicht. Wir laden sie herzlichst dazu ein und ihre Anwesenheit wird für uns eine Freude sein.

Im Namen des Chores
Bernhard von Fischbach O.M.J.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang 15. Mai 1954, Battleford, Sask. No. 8

Dies und Das

Maria unsere Führerin zu Christus Mit diesen Worten ist der diesjährige Fastenhirtenbrief des Bischofs Simon Konrad O.S.B. von Passau, Deutschland, überzeichnet. Wir bringen hier Auszüge aus diesem bischöflichen Dokument, das ja nicht nur den Katholiken der Diözese Passau sondern auch uns hier im fernen Kanada sehr viel zu sagen hat. Lesen wir diesen Hirtenbrief sinnend nach und trachten wir während dieses Marienjahres 1954 durchzuführen, was uns dort so warm ans Herz gelegt wird:

„Liebes katholisches Volk! Es ist kein heiliges Jahr im herkömmlichen Sinn, in dem wir gegenwärtig stehen, das der Heilige Vater in dem Rundschreiben F u l g e n s C o r o n a vom 8. September 1953 ausgerufen hat, sondern ein Marianisches Jahr, ein Jahr, das in Sonderheit Maria geweiht sein soll. Der Anlaß zu dieser Maßnahme ist die Hundertjahrfeier der Definition der Unbefleckten Empfängnis Marias am 8. Dezember 1854 durch Papst Pius IX. Damals wurde in die leuchtende Krone der Jungfrau-Mutter jener Stern eingesetzt, der alle anderen überstrahlte, bis vor vier Jahren unser gegenwärtig regierender Heiliger Vater Pius XII. einen noch heller leuchtenden hinzufügte, die Erhebung der in der Kirche Gottes längst geglaubten Wahrheit von ihrer leiblichen Aufnahme in den Himmel zum Gaubenssatz. Wir leben in einem marianischen Zeitalter, und das laufende Jahr trägt nach der Absicht des Heiligen Vaters gewollt marianischen Charakter. Es ist meine Aufgabe als Bischof, Euch diesen marianischen Charakter zu deuten.

Stellung Mariens im Heilsplan Katholisches Christentum bedeutet wesentlich marianisches Christentum. Nicht deshalb, weil etwa Maria im Mittelpunkt unseres Christentums stünde. Mittelpunkt wie auch Anfang und Ende unseres Christentums ist und bleibt Christus der Herr, „Jesus Christus gestern und heute, jetzt und in Ewigkeit.“ Aber nach Christus spielt ohne jeden Zweifel im katholischen Christentum, im Gegensatz zu anderen christlichen Bekenntnissen, Maria die bedeutsamste Rolle im Glauben und im Leben. Freilich auch darüber wollen wir keinen Zweifel lassen, daß uns nichts ferner liegt als Maria an die Stelle von Christus oder auch nur als ebenbürtig an seine Seite zu setzen, was uns nicht selten irrtümlicher – und zuweilen auch boshafter Weise unterschoben wird. Wir Katholiken wissen, daß Maria trotz ihrer ein-

maligen Gnadenvorzüge, die ihr als der Mutter des Herrn zukommen, der Bewahrung vor der Erbsünde und der leiblichen Aufnahme in den Himmel, durch einen Abgrund getrennt ist von Gott, auch von dem aus ihr geborenen Sohne Gottes. Sie war und ist und bleibt ein bloßer Mensch, wenn auch ein höchst begnadigter Mensch, der Erlösung bedurfte wie alle anderen Adamskinder. Freilich steht sie dem Gottmenschen so nahe, wie nur eine Mutter ihrem Kinde nahe stehen kann. Darauf beruht ihre hohe Begnadigung und die Macht ihrer Fürbitte. Sie ist, obwohl selbst erlöst, das auserwählte Werkzeug der Erlösung und darum auch die mächtigste Vermittlerin der Erlösungsgnade.

Ihre Stellung in der Heilsordnung beruht auf der Gottesmutterschaft. Gewissermaßen um unser Vertrauen auf ihre Hilfe zu wecken, hat der Herr, am Kreuze sterbend, sie auch uns zur Mutter gegeben: „Sohn siehe da deine Mutter!" Ihr mütterliches Apostolat uns sündigen Menschenkindern gegenüber, im Dienste des Reiches Gottes, das ihr Sohn auf die Erde gebracht hat, ist in der Weisung enthalten, die sie auf der Hochzeit zu Kana gegeben, da der Herr seine öffentliche Wirksamkeit begonnen hat: „Alles, was er euch sagt, tut!" Dem entspricht die Auffassung, die der Herr selbst über diese Adoptivkindschaft, durch die wir gewissermaßen in seine Familie aufgenommen werden, in einem anderen Zusammenhange zum Ausdruck gebracht hat: „Meine Mutter und meine Brüder sind jene, die das Wort Gottes hören und tun." Das ist der gleiche Weg, der auch ins Reich Gottes führt: „Wer den Willen meines Vaters tut, der wird in das Himmelreich eingehen."

Den Willen Gottes ernst nehmen

Das ist das Erste, wenn wir uns im Marienjahr als Marienkinder bewähren wollen, daß wir das Wort Gottes hören und tun, uns dafür interessieren, was der Wille Gottes ist, und entschlossen sind, ihn zu erfüllen. Denn der Wille Gottes ist unsere Heiligung. Dadurch daß wir den Willen Gottes vollziehen, erlangen wir die Verheißungen. Wer ein rechtes Marienkind sein will, der muß ihr das bedingungslose „fiat" (es geschehe mir nach deinem Worte) sprechen und es durchhalten durch alle Fügungen und Führungen und Prüfungen, wie sie es durchgehalten hat, bis sie als Schmerzensmutter unter dem Kreuze stand. Maria ist bereit, uns ihre Mutterhand zu reichen und uns an das Ziel zu führen, zu dem wir von Gott berufen sind, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, so daß er der Erstgeborene unter vielen Brüdern ist. Ihr Interesse daran ist um so größer, als dieser Sohn Gottes zugleich ihr Sohn ist; ihm sollen wir ähnlich werden, „unser armseliger Leib dem Leibe der Herrlichkeit." Voraussetzung ist und bleibt, auch Maria kann uns keinen anderen Weg weisen: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" Vor allem „das erste und größte Gebot", das alle anderen in sich schließt, „das königliche Gebot", dem gegenüber es ein größeres nicht gibt, das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten. Der Weg an der Hand der Mutter ist kein leichterer Umweg, sondern ist ebenfalls der Weg der Gebote, der einzige, der zum Vater führt.

Wir leben in einer Zeit mit einem überbetonten Freiheitsgefühl und einem Unabhängigkeitsdrang, der von Einschränkungen durch einen höheren Willen nichts mehr wissen will, der darum auch die Unterwerfung unter den Willen Gottes, wie er sich in den Geboten kund gibt, stolz ablehnt. Auf dieser Grundlage gibt es kein Christentum mehr. Wer den Anspruch erhebt, noch ein Christ zu sein, aber kein Marienkind, der muß sich darauf besinnen, ob er wirklich Gottes heiligen Willen noch in Wort und Tat respektiert, ob er die christliche Liebe hochhält und in die Tat umsetzt bis zur letzten Konsequenz: „Liebet eure Feinde!" Ebenso muß, wer ein Marienkind sein, den Anspruch auf ihre Mutterliebe erheben will, vor allem ein Kind Gottes sein, und das ist er nur in dem Grade, als die Liebe in ihm lebendig ist und der Wille Gottes für ihn die oberste Norm darstellt. Fragen wir uns ernstlich, ob wir nicht auf einem falschen Wege sind, ob wir nicht zu sehr darauf bedacht sind, „uns dieser Welt anzugleichen" statt „zu erforschen, was der Wille Gottes ist."

Ideal der Jungfräulichkeit

Noch ein anderes. Maria ist das Urbild des erlösten Menschen. In dem Ausmaß, als die Erlösungsgnade ihr zuteil geworden ist auf Grund ihrer besonderen Auserwählung, dürfen und können wir es nicht für uns erwarten. Auch sie hatte keinen Anspruch darauf. Aber Gott will, daß wir uns an diese Idealgestalt möglichst nahe heranarbeiten mit Hilfe der Gnaden, die er uns hilfreich schenkt. Nach dem ausdrücklichen Wunsch des Heiligen Vaters soll das Marianische Jahr dazu beitragen, „auch das sittliche Leben der Christen dem Bilde dieser Jungfrau so weit als möglich gleichzugestalten."

Maria ist die reinste Jungfrau und die reinste Mutter. Das Christentum hat das Jungfräulichkeitsideal geschaffen, und Maria, die sich dem Engel gegenüber, der ihr die Gottesmutterwürde antrug, auf diesen ihren Vorsatz berief, daß sie keinen Mann erkennen wolle, ist das unerreichte Vorbild. Ein Christentum, das auf dieses Ideal verzichtet, es nicht mehr hochschätzt und pflegt, ist ein verstümmeltes Christentum. Es fehlt ihm ein Wesentliches. Unser heutiges Christentum ist in ernster Gefahr, das Verständnis für die Größe dieses Ideals zu verlieren. Unsere Jugend, auch die betont katholische Jugend, sieht vielfach nur mehr das Ideal der christlichen Familie. Das Jungfräulichkeitsideal, das freilich nur die Ausnahme bildet, aber vom Christentum immer höher bewertet worden ist, sehen und verstehen die jungen Christen von heute nicht mehr, auch dann nicht, wenn die Gründung einer Familie überhaupt nicht möglich oder aus irgendeinem Grunde nicht beabsichtigt ist. Und die Zahl dieser letzteren ist doch gerade heute ungewöhnlich groß. Die Feststellung bedeutet ein bedauerliches Absinken unseres Christentums von seiner ursprünglichen Höhe. Man vermag das Wort des Herrn von der freiwilligen Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen nicht mehr zu fassen. Wohl handelt es sich hier um eine besondere Gabe, um eine Berufung, eine Auserwählung, aber es ist anzunehmen, daß nicht Gott versagt, sondern der Mensch. Möchte doch der Blick auf Maria die Jungfrau die Größe dieses Standes unsere Jugend wieder begeistern für ein Ideal, das in den vergangenen Jahrzehnten viele Tausende von katholischen Mädchen in den Dienst der christlichen Liebe gerufen hat, in den Missionen und in den verschiedensten Anstalten der Heimat, die heute vielfach aus Mangel an Schwestern nicht mehr gehalten werden können!

Wahrung der Frauenwürde

Maria ist das Vorbild nicht nur des junfräulichen Menschen, sondern der christlichen Frau überhaupt. Die erhabene Würde der Frau, ganz gleich ob Mädchen oder Jungfrau oder Gattin oder Mutter oder Witwe, kommt in keinem Geschöpf so herrlich und vollkommen zum Ausdruck wie in Maria, die Jungfrau und Mutter zugleich und schließlich auch Witwe war. Vielleicht hat es noch keine Zeit gegeben, in der die Frauenwelt die weibliche Würde so vergessen und oft schamlos preisgegeben hat wie in unseren Tagen. Was man heute Mode nennt, ist vielfach nicht mehr das Bestreben, sich geschmackvoll und gefällig zu kleiden, sondern soweit der Zweck der Bekleidung noch im Vordergrund steht, das Verlangen aufzufallen und aufreizend zu wirken. Die weibliche Mode ist schon immer der Gradmesser des religiösen und sittlichen Hoch- und Tiefstandes der Völker gewesen. Die christliche Frau wird nur dann ihr großes Apostolat im Dienste unseres Volkes erfüllen, wenn sie sich in ihrer Haltung an dem Urbild des erlösten Menschen, an Maria ausrichtet. Ich erwarte von den Frauen und Mädchen meiner Diözese, daß sie vor allem im Sommer des Marienjahres die in den letzten Jahren eingerissenen Auswüchse der Mode nicht mitmachen, und von den katholischen Frauenverbänden und weiblichen Jugendorganisationen, daß sie den Kampf gegen dieses große Ärgernis mit Nachdruck führen. Auch dieser Kampf ist eine Form des Apostolates der Frau.

Marianisches Beten im Marienjahr

Wir sollen Maria als unser großes Vorbild, das als solches freilich unerreichbar ist, verehren und nachahmen, sollen an ihrer Hand als Kinder Gottes den uns vorgezeichneten Weg zu Gott, zu Christus gehen. Wir sollen noch mehr tun. Maria will die Welt, die sich mehr und mehr von Gott loslöst, vor dem drohenden Untergang retten, und dazu braucht sie uns selbst und ruft uns immer wieder auf zum Gebet, zur Buße und Sühne. Damit setzt sie für ihren Teil die Sendung ihres Sohnes fort, der von uns verlangt, daß wir allezeit beten und nicht nachlassen, der uns das herrlichste aller Gebete, das Vaterunser, gelehrt, der uns durch Wort und Beispiel gezeigt, wie wir beten sollen.

Unser Christentum leidet darunter, daß wir zu wenig beten und nicht in der rechten Gesinnung beten. Wir haben das Vertrauen auf die Kraft des Gebetes verloren. Und doch hat uns der Herr die Erhörung zugesichert, freilich nur dem beharrlichen Gebet. „Viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten."

Worum sollen wir beten? Nicht nur für unsere persönlichen Anliegen, auch das dürfen wir, sondern für „alle Menschen", zumal heute, da ein großer Teil der Menschen, selbst derer, die sich noch Christen nennen, nicht mehr betet. Das große Anliegen, das Maria besonders am Herzen liegt wie auch der Kirche Gottes, das ist vor allem der Frieden in der Welt, den die Menschen, auf sich gestellt, nicht zuwege bringen, da er ein Geschenk des Himmels ist als Gegenleistung dafür, daß wir

Gott die schuldige Ehre geben. Der Frieden ist heute die große Sorge auch der Menschheit. Denn die Welt, ist sich bewußt, daß ein neuer Weltkrieg eine Katastrophe von unvorstellbarem Ausmaß bedeuten würde. Noch nie haben die Mächtigen der Welt so viel vom Frieden geredet wie heute und doch ist kein echter Frieden, weil sie den Weg zum Frieden nicht kennen. Darum müssen die Kinder Gottes beten, auf daß der Gott des Friedens den Frieden nicht von der Erde wegnehme, sondern uns in der Lieblichkeit des Friedens wohnen lasse.

Ein zweites großes Anliegen, das ist die Bedrängnis des Reiches Gottes auf Erden, die Not der Kirche. Die Verfolgung hat heute ein Ausmaß angenommen wie noch nie in der Geschichte. Nach dem Beispiel der ersten Christen sollen wir der Verfolgung mit Gebet begegnen, beten für die Verfolgten, aber auch für die Verfolger, um deren Bekehrung, nach dem Beispiele des Herrn selbst und des hl. Erzmärtyrers Stephanus.

Maria wünscht, daß wir den Rosenkranz beten, dieses wahrhaft katholische Gebet. Es ist leider eine Tatsache, daß die Übung des Rosenkranzgebetes, wenn wir die Zeiten unserer Väter und Großväter vergleichen, in bedauerlicher Weise zurückgegangen ist. Früher war es für viele katholische Familien eine Selbstverständlichkeit, den Rosenkranz täglich laut und gemeinsam zu beten. Das ist vielleicht bei den heutigen Verhältnissen zu viel verlangt, aber was ich dringend wünsche und empfehle, zunächst als Leistung für das Marienjahr und dann vielleicht als dauernde Übung, ist, daß er wenigstens einmal in der Woche gebetet wird, und zwar am Samstagabend, jenem Wochentag, der in besonderer Weise Maria geweiht ist. Das wäre auch der rechte Auftakt, die beste Vorbereitung für den Tag des Herrn, der nach kirchlicher Auffassung ohnehin schon am Vorabend beginnt. Auch das ist eine der traurigsten Erscheinungen unseres säkularisierten Zeitalters, daß der Sonntag nicht mehr heilig gehalten wird, und gerade die heilige Nacht, die dem Tag des Herrn vorangeht, wird am meisten durch Sünden entweiht. Im übrigen gehört der Rosenkranz zur Ausrüstung jedes gläubigen Katholiken. Nicht etwa als eine Art Amulett soll er ihn bei sich tragen, sondern als heiligen Gebrauchsgegenstand. Wenn nicht den ganzen Psalter, ein Gesetzchen kann jeder bei einigermaßen gutem Willen täglich beten.

Noch ein anderes marianisches Gebet sei in diesem Zusammenhang in Erinnerung gebracht, der „Engel des Herrn." Zur Zeit unserer Väter nahm man den Hut ab, wenn die Angelus-Glocke ertönte, und die Unterhaltung verstummte. Aus den Häusern hörte man laut den „Engel des Herrn" beten. Sogar in den Gasthäusern wurde er laut vorgebetet. Heute läutet wohl noch die Glocke, aber niemand achtet darauf. Früher erkannte man daran, daß der „Engel des Herrn" gebetet wurde, den katholischen Charakter einer Gegend. Heute ist das nicht mehr der Fall. Ich freue mich und erkenne es dankbar an, daß die Katholische Jugend den „Engel des Herrn" zum Bundesgebet der Jugendlichen erklärt hat. Mögen auch die Erwachsenen wieder den Bekennermut aufbringen, dem Gebetsruf der Angelus-Glocke ohne Menschenfurcht Folge zu leisten.

Aufruf zu Buße und Sühne

Maria erwartet von uns, ja sie fordert es geradezu, daß wir Buße tun und Sühne leisten für unsere eigenen Sünden und die Berge von Sünden, welche die Menschen täglich aufhäufen, ohne auch nur an Buße und Sühne zu denken. Schon die Ankündigung des Kommens des Reiches Gottes war von einer Bußpredigt begleitet: „Tuet Buße! Das Himmelreich ist nahe." Das war der Mahnruf des Vorläufers wie auch des Herrn selbst. Christus fordert die Buße mit großem Nachdruck, und in gleicher Weise die Apostel, so besonders die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Die Weltlage ist heute so kritisch, daß nur ernste Buße sie retten kann. Es ist fast wie in den Tagen des Noe und des Jonas. Wenn Maria selbst es auf sich nimmt uns zu warnen, so ist das nicht nur eine ungewöhnliche Gnade, sondern auch ein Beweis für den Ernst der Lage. Unsere Sorge ist groß, daß es auch heute gehen möchte wie in jenen fernen Tagen und die Menschheit gedankenlos in das Verderben hineinschlittern wird.

Wie sollen wir Buße tun und Sühne leisten? Wir sollen vor allem den Geist der Buße und Sühne pflegen und sollen diese Haltung zum Ausdruck bringen durch Gebet aus diesem Geiste. Dazu muß aber auch die Tat kommen, wir müssen uns wirklich Abbruch tun durch Fasten und Almosen, getragen von echter Liebe zu Gott. Denn nur dadurch werden die Berge von Sünden abgetragen und die Legionen von Teufeln ausgetrieben. In unserer so vergnügungssüchtigen Zeit wäre z.B. ein ohne Zweifel sehr verdienstliches, Gott wohlgefälliges Bußwerk im Marienjahr, ein geistiges Fasten, der

gelegentliche Verzicht auf einen Kinobesuch, auf übermäßiges Rauchen, auf die eine oder andere Tanzveranstaltung. Im übrigen wird Gott der Herr selbst uns entgegenkommen und uns bald kleinere, bald größere Kreuze auferlegen in der Erwartung, daß wir sie geduldig im Geiste der Buße und Sühne seinem Sohne, dem Gottmenschen nachtragen.

Über das rechte Wallfahren Marias Mutterliebe zur Kirche ihres Sohnes und der weltumfassenden Gemeinschaft ihrer Kinder wirkt sich besonders darin aus, daß sie im Laufe der Zeit über die ganze Welt hin sozusagen ein Netz von größeren und kleineren Gnadenstätten gebreitet hat, wo sie uns besonders nahe ist und für unsere Bitten ein offenes Ohr hat.

Das Wallfahren liegt dem katholischen Volke im Blute. Es hat das Bedürfnis, von Zeit zu Zeit heilige Orte aufzusuchen, besonders Marienheiligtümer, um sich dort bei der Mutter religiös wieder zu erholen und aufzurichten. Das Marienjahr trägt diesem Bedürfnis weitgehend Rechnung und erleichtert diese Wallfahrten durch Anerkennung auch der kleineren Gnadenstätten. Ich sehe mich jedoch veranlaßt zu warnen vor einer drohenden, eigentlich schon längst im Gang befindlichen Entartung des Wallfahrtswesens. Es gibt findige Geschäftsleute, die mit der Neigung des katholischen Volkes zu wallfahren Mißbrauch treiben, indem sie weitausgreifende Gesellschafts- und Vergnügungsfahrten veranstalten, sie aber religiös verbrämen dadurch, daß sie einen Wallfahrtsort gewissermaßen nur streifen, eine Kurzmesse mitnehmen, im übrigen aber den ganzen Tag dem Vergnügen widmen. Nicht als ob man sich auf einer Wallfahrt nicht auch der Schönheit der von Gott geschaffenen Natur freuen dürfte, aber der Aufenthalt an der Gnadenstätte muß das Ziel sein, muß im Mittelpunkt stehen, muß soviel Zeit in Anspruch nehmen, daß man sich ausgiebig religiös erholen kann durch Gebet, Empfang der Sakramente usw. Und noch eines gehört zu einer Wallfahrt, nämlich, daß unterwegs wenigstens teilweise gebetet wird. So haben unsere Väter und Großväter die Gnadenstätten aufgesucht auf stunden- ja zuweilen tagelangen Märschen, und auch die Wallfahrten mittels der Eisenbahn waren und sind heute zumeist noch als Bittprozessionen organisiert. Das Gebet ist das äußere Merkmal der Wallfahrt und Ausdruck der Innerlichkeit. Dieser Charakter darf nicht verloren gehen.

Es segne Euch der Allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist! Amen.

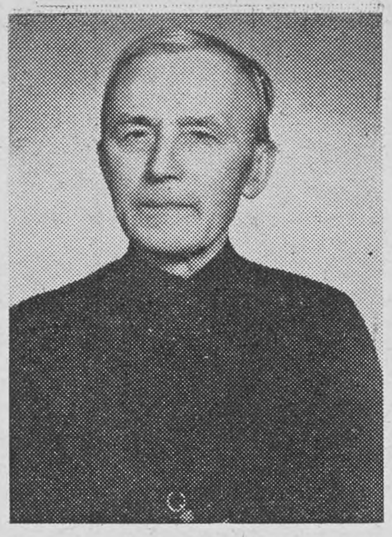
Gegeben zu Passau, am 2. Februar 1954.
† Simon Konrad O.S.B., Bischof von Passau.

Pfingstgebet

**Heil'ger Geist, o sei mein Führer auf des Lebens dunklem Pfad,
Daß ich sich'ren Fußes wandle zu des Himmels Lichtgestad.
O so oft sind meine Schritte von der Sünde hart bedroht,
Strauchle ich, verläßt die Kraft mich, bringt es mir der Seele Tod.
Stärke mich in solchen Stunden, Heil'ger Geist, mit deiner Gnad,
Daß ich fest und sicher stehe, unverletzt von böser Tat.
Die Versuchung steht am Wege, winkt mit List und Trug und Wahn,
Lockt die ahnungslose Seele auf des Irrtums falsche Bahn.
Heil'ger Geist, wenn sie mir nahet, schenk mir deiner Weisheit Licht,
Dann mag locken sie und reizen, mich betört das Trugbild nicht.
Naht die Welt mit ihren Schätzen, mühend sich um meine Gunst,
Laß mich dann durch dich erkennen, daß nur alles Schein und Dunst.
Und wenn gegen mich zum Kampfe sich erhebt der Hölle Macht,
Und nicht ruhen will und rasten, bis sie mich zu Fall gebracht,
Dann, o Heil'ger Geist, verleihe mir Entschlossenheit und Mut.
Stärke mich im heißen Streite um der Seele höchstes Gut.
Um das Gut der Gotteskindschaft, daß kein Feind mir's je entreißt.
Sei mein Führer du durch's Leben, Gnadenspender Heil'ger Geist.
Amen.**

Bruder Ave

P. Joseph Schneider O.M.I.



Bruder Antonius Kowalczyk O. M. I.

Es ist der Name, den sich unser seliger Oblatenbruder Anton Kowalczyk verdient hat (1866–1947) Fast die Hälfte seines Lebens, 36 lange Jahre, hat er im Sankt Jahannes-Colleg in Edmonton gearbeitet und dort ist er gestorben.

Sein Ruf als großer Verehrer der heiligen Jungfrau war ihm dahin vorausgeeilt. Schon in Lac-la Biche und in St. Paul, Alberta, (seit 1897) hatte man stets den Rosenkranz in seiner Hand bemerkt. Er hielt ihn in der Hand des morgens früh, wenn er die Ordensfamilie wecken ging, und er hielt ihn noch in der Hand, wenn er allabendlich mit seiner tiefen Kopfverneigung der Marienstatue im Gang oder in der Grotte seinen letzten Gruß für die Nacht entbot. Als ihm 31-jährig ein Treibriemen den rechten Arm erfaßte und ihn zu Boden schleuderte, fand man zwischen den blutigen Fingern der unförmlich zermalmten Hand den Rosenkranz eingekeilt. Beim Heizen, in der Wäscherei, in den Ställen, überall war er am Beten. Mit dem Ave grüßte er jeden, zu dem er sprechen wollte. Das Ave erklang von seinen Lippen beim Eintritt in ein Zimmer. Die Aufforderung zum Ave Maria erging von ihm an alle, die sich um Hilfe an ihn wandten. An die Lehrer in ihren besonderen Schwierigkeiten; die Studenten beim bevorstehenden Examen; die Küchenschwestern, so oft sie etwas verloren hatten. „Hast du schon ein Ave gebetet?" Das war die unausweichliche Frage, die er einem jeden Lösungsversuch voranschickte. Und er kniete nieder mit dem Bittsteller und betete ein Gegrüßet seist du Maria.

Aves versprach er allen, die um seine Gebetsunterstützung anhielten: den Mitbrüdern, den Obern, den Kranken, den Halbindianern, den Besuchern von draußen. Er geizte nicht damit. Für ernste Anliegen versprach er tausend auf jeden Fall. Ungezählte Aves sandte er so zum Himmel aus dem dunklen Winkel hinter dem Pfeiler in der Hauskapelle, wo er an Sonn- und Feiertagen all seine Freizeit verbrachte und wo er immer wieder erschien, das Hl. Sakrament zu grüßen. Aves vom Morgen bis zum Abend und, in den langen Wintermonaten, selbst in der Nacht beim Schüren des großen Ofens im Keller. Ave, Ave Maria!

Wahre Freunde Gottes sind warm an übernatürlicher Liebe. Sie ist Gottes Licht und Glanz und Feuer. Ihr Erlebnis ist wie romantische Poesie aus dem Schoß der Dreifaltigkeit. Kein Wunder, daß sie glühenden Altarschmuck lieben und die Feuerzungen brennender Kerzen und den duftenden Atem lebendiger Blumen. Bruder Anton ermutigte stets zum schönen Festtagsschmuck. Er sorgte immer für brennende Lichtlein vor dem Muttergottesbild. Er sah in ihnen die Verlängerung seiner eigenen Andacht, eine ständige Ehrenwache, ein ewiges Gebet. Immer wieder wußte er Mittel und Wege zu finden, dieses Werk zu finanzieren. Studenten und Besuchern erwies er ungezählte Liebesdienste. Bot man ihm eine Entschädigung dafür an, so nahm er sie dankbar an für jene Lichter, weiß und grau und blau. „Es ist für unsere Mutter", sagte er, „es ehrt sie und macht ihr Freude."

Schon als Kind war er in die Verehrung der Gottesmutter eingebrochen worden. Elternhaus und Heimatpfarrei hatten die glühende Liebe in ihm geweckt. Getauft hatte man ihn in Lutogniew (Polen), im Wallfahrtskirchlein der Trösterin der Betrübten. Ebenda hatte er auch seine erste hl. Kommunion empfangen. Durch treue Übung wuchs er immer unzertrennlicher in die Andacht hinein. Sie wurde ihm zur süßen Gewohnheit, zur zweiten Natur, zum Geheimnis seines Lebens. Am Marienaltar in Lutogniew wurde die Abschiedsmesse für ihn gelesen, als er im Alter von 20 Jahren westwärts zog. Als fahrender Geselle kam er in die

An die Muttergottes

Sie singen Dir liebe Lieder
Und fleh'n zu Dir vertraut,
Ich aber weiß nicht Worte,
Maria, Gottesbraut!
So denke, daß ich bete,
Wie meine Mutter tat,
Wenn spät sie noch am Abend
Zu Dir gebetet hat.
Wenn nach des Tages Mühen
Allein sie noch und müd
Mit aufgestützten Armen
Am harten Bett gekniet;
Wenn schlicht aus frommem Herzen
Sie Wort um Wort geholt,
Bis leise Trän' um Träne
Ihr über die Wange gerollt.

Martin Buchner

deutschen Industriegebiete an der Elbe und am Rhein, um sein Können im Schmiedehandwerk zu verbessern. Von der Schmerzhaften Mutter unter dem Wegkreuz am Dorfeingang erflehte er sich die nötige Stärke zum entgültigen Lebewohl, als er im September 1891 zum letzten Mal die Heimat besuchte. Gebet vor ihrem Altar blieb seine Liebesbeschäftigung in Holländisch-Limburg während der ersten Jahre seines Ordensfrühlings (1891-96).

Seine ewigen Gelübde machte er im Januar 1899 in St. Albert bei Edmonton. Mit welcher Freude verschrieb er sich der Herrin des Oblatenordens! War er nicht 1½ Jahr vorher zum Krüppel geworden? Es kostete ihm seinen rechten Arm. Seit jener Stunde bangte es ihm um seinen Beruf. Wird die Genossenschaft der Unbefleckten Jungfrau ihn je unter die Zahl ihrer Söhne aufnehmen? Nun aber war's geschehen; er war für Lebenszeit an sie gekettet. Es war das Ergebnis eines rührenden Bettelbriefes den er an die Ordensverwaltung in Rom gerichtet hatte. Das Schreiben, in kindlich einfachem Französisch abgefaßt, reizt einem die Lachmuskeln, so oft man es liest.

„Am 22. Juli, so heißt es darin, hat mir der Arzt in Edmonton den rechten Arm abgenommen. Es hat mir große Pein verursacht. Werde ich nun jemals Oblate werden? Pater Grandin versichert mir, es macht nichts aus. Bischof Grandin sagt dasselbe und Bischof Legal ebenso. Also mein Oberer einverstanden, die beiden Bischöfe einverstanden, ich selber einverstanden. Hoffe, auch Ihr in Rom einverstanden. Weiß nicht, wie ich jemals allen für ihre Güte danken soll."

Bruder Anton war 77 Jahre alt geworden. Trotzdem sann er nach, wie er sich wohl Unserer Lieben Frau noch inniger verbinden könnte. Fürchtete er, daß seiner vollkommenen Hingabe an sie noch etwas fehlte? Um seiner 100% Weihe an sie noch einmal erschöpfenden Ausdruck zu verleihen, ließ er sich in die Erzbruderschaft der Königin der Herzen aufnehmen. Eine vierwöchentliche Vorbereitung ging dem feierlichen Akt voran. Am Himmelfahrtstage (15. August) faßte er all seine Gefühle in der bekannten Formel des seligen Grignon von Montfort zusammen.

„In Gegenwart des ganzen himmlischen Hofes wähle ich dich heute als meine Mutter und Gebieterin. An dich gebe ich meinen Leib und meine Seele, alles was ich besitze, alles was ich Gutes getan habe oder noch tun werde. Dir übergebe ich volle und unbegrenzte Verfügung über mich für Zeit und Ewigkeit."

Er war zeitlebens ihr Kind und Bettler, ihr Ritter und Apostel gewesen. Nun war er als Leibeigener, als Sklave rechtlos und willenlos an sie gekettet. Vier Jahre später, bei Gelegenheit der Jahresexerzitien, traf ihn der Schlag. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden, beim Empfang der hl. Wegzehrung, sprach ihm ein Pater die Erneuerung der Ordensgelübde vor. Er verstand und machte eine ungeheure Anstrengung mitzusprechen. Todesmatt wie er war, gelang es ihm nicht mehr. Mit dem gewohnten Lächeln auf den Zügen und den Rosenkranz mit den Fingern streichelnd ging er in die andere Welt hinüber.

* * *

Die heilige Jungfrau kannte ihren Bruder Anton und gab ihm handgreifliche Beweise ihrer mütterlichen Gegenliebe. Er war ein einfacher, ungelehrter Mann, tief durchdrungen von seiner Nichtigkeit. Gehorsam um jeden Preis war seine Losung. „Du sagen, ich tun!", erklärte er. „Ich nicht weiß und nicht versteh. Du bist Pater. Hast gelernt und must verstehen!" Um so fabelhafter ist es,

wie er in seiner Wissenschaft und Kunst der Heiligkeit voranschritt! Wie königlich er die betende und schaffende, die opfernde und duldende, die leidende und schweigende Liebe übte! Wie er jeden Augenblick und jeden Atemzug zum geistlichen Wachstum ausnützte! Wie er aus den geringsten und verächtlichsten Arbeiten Kapital zu schlagen wußte für seinen geistlichen Fortschritt! Wie er zum Staunen aller sich langsam umformte zu einer kindlichen und Christusähnlichen Persönlichkeit, die bei allen tiefste Bewunderung und Ehrfurcht auslöste.

Die Größe seiner Gnade rief sogar den Neid, den Widerspruch und gewaltsamen Widerstand der Hölle auf den Plan. Am 17. September 1945 fand man Bruder Anton halb bewußtlos auf dem Bettrand sitzen, mit verstörtem Blick, sein Gesicht geschwollen, die Hände gequetscht, die Glieder blutunterlaufen. Man bringt ihn in aller Eile ins Spital und gibt ihm die letzten Sakramente. Was war geschehen? War er wieder einmal wie schon früher von der Leiter gestürzt? O nein. Dies war etwas ganz anderes. Einer eng befreundeten Seele gestand er: „Es muß der böse Feind gewesen sein. Die ganze Nacht hat er mich gequält und mißhandelt." Der Gedanke an eine mögliche Wiederholung solcher Belästigungen verfolgte ihn für längere Zeit.

Die Himmelskönigin aber schauerte immer mehr auserlesene Gunstbezeigungen auf ihn nieder. „Mädchen für alles" war Bruder Anton in dem weitverzweigten Betrieb seines Ordens- und Studienhauses. Aber nicht nur das. Er wurde immer mehr ein gesuchter Helfer in allen Nöten. War der Wasserkran in der Küche zerbrochen oder die Pumpe zugefroren; versagten die Türschlösser ihren Dienst, rief man nach ihm. Er kam, warf sich auf die Knie zum Ave Maria und setzte mit verblüffender Schnelle alles in Ordnung. Motore blieben stehn; er brachte sie wieder in Gang. Ersatzteile für Uhren oder Maschinen erwiesen sich als zu groß oder zu klein. Er betete sein Ave darüber und in seiner Hand schrumpften sie zusammen oder vergrößerten sich zum rechten Maß. Schließbolzen an Wagenrädern verloren sich im dichten Prairiegras; Hobelmesser verschwanden irgendwo im Sägemehl. Mit einem Blick zum Himmel suchte er und fand das Verlorene. Die Schüler quälten sich ab mit dem Einsetzen der Sturmfenster. Sie wollten und wollten nicht passen. Bruder Anton kommandierte: Auf die Knie zum Ave ... und im Handumdrehen war das Geschäft erledigt. Die Futtervorräte im Stall schmolzen auf ein Mindestmaß zusammen. Bruder Anton betete wie gewöhnlich. Die Tröge wurden nicht leer und die Tiere wurden satt. Das Auto blieb im Muskeg (Sumpfgelände) stecken; des Bruders Ave zog's heraus. Eines Tages hieß es 150 ausgehungerte Schweine auf die Weide führen. Der Pfad ging durch ein reizendes Haferfeld. Bruder Anton verbot seinen Pfleglingen den leckeren Bissen anzurühren und die Tiere hielten sich daran. Einige Augenzeugen wisperten sich zu: „Selbst die Schweine gehorchen ihm!"

Das ist unser Oblatenbruder Anton. „Tonnenweise", bemerkten scherzend die ihn kannten, hat er seine Aves zum Throne der Madonna hinaufgeschickt. Tonnenweise träufelten ihre Segnungen auf ihn nieder.

Heute ruht seine sterbliche Hülle unter einem schlichten Kreuz zwischen den Missionspionieren des Nordwestens auf dem Oblatenfriedhof in St. Albert bei Edmonton. Die Akten, die, so Gott will, seine Seligsprechung herbeiführen werden, sind bereits in Rom.

Maria und die Kerze

Der Abend flicht dir eine Krone
Ins lichte, lange Haar hinein . . .
Auf deinem Mantel zittert leise
Der gelben Kerze schwacher Schein.

Sie brennt vor dir und deinem Kinde
Im Dämmerdunkel schmal und scheu,
Als wär' sie eine junge Seele
Voll Wirrnis, Not und stummer Treu.

Sie glüht und flackert, strebt und schimmert
Wie Gold vor deinem kleinen Schuh
Und will nichts tun, als sich verzehren
Und leuchten . . . leuchten . . . immerzu.

Ich wollt', mein Herz wär' diese Kerze
So arm und schmal — — und doch voll Licht,
Dann könnt ich all mein Glühen heben
Zu deinem Mutterangesicht . . .

Und könnte steh'n im Dämmerdunkel,
Ein kleiner Stern in dieser Nacht
Und könnte glimmen, funken, leuchten
Als „Unsrer Frauen" stumme Wacht.

Mariensamstag

Warum ist der Samstag Maria geweiht?

Von P. Daniel Gruber O.F.M.

Fortsetzung

So hat also die hochgebenedeite Jungfrau diesen Priester für die Darbringung des heiligen Opfers zu ihrer Ehre an dem ihr geweihten Tage wunderbar belohnt. Möge das, lieber Verehrer Mariä, für dich ein Ansporn sein, am Samstage die heilige Messe zu Ehren Unserer Lieben Frau anzuhören und aufzuopfern. Dabei wolle auch nicht versäumen, die heilige Kommunion zu empfangen. Die Kommunion an jedem Samstage zu Ehren der Mutter Gottes, o wie schön wäre nicht das! Vielleicht kannst oder willst du nicht täglich oder wöchentlich öfter kommunizieren, wie es der Hl. Vater Papst Pius X. in seinem bekannten Kommuniondekrete von den Gläubigen so sehnlich wünscht, nun dann unterlasse wenigstens nicht am Samstage als am Muttergottestage die Kommunion. Vorausgesetzt, daß du sie würdig und andächtig empfängst, wird diese durch die Fürbitte Mariä für dich gewiß eine recht gnadenreiche sein. Bitte sie dabei auch jedesmal, daß sie dir die Gnade der endlichen Beharrlichkeit erlangen möge, sowie die Gnade der heiligen Wegzehrung in deiner Todesstunde.

Messe, Kommunion und Rosenkranz — diese drei bilden die schönste Samstagsandacht des echten Marienkindes.

Und ein solches, nicht wahr? willst doch auch du sein? Sollte es dir aber trotz alles guten Willens nicht möglich sein, an dem deiner himmlischen Mutter geweihten Tage einer heiligen Messe beizuwohnen, beziehungsweise den hochheiligen Leib des Herrn zu empfangen, dann unterlasse wenigstens nicht das dritte, den heiligen **Rosenkranz;** denn dieser gehört einmal zum Samstag, und kann man sich einen Katholiken, der auf die Muttergottes noch etwas hält und gibt, ohne denselben gar nicht denken.

Es ist ein altehrwürdiger und schöner Brauch, daß in katholischen Familien am Samstag gemeinschaftlich der Rosenkranz gebetet wird. Wie schön nimmt es sich nicht aus und wie erbaulich wirkt es, wenn nach vollbrachtem Tagewerk Vater und Mutter, Kinder und Dienstboten in der Wohnstube vor dem Muttergottesbilde andächtig beisammen knien, um die gemeinsame himmlische Mutter an dem ihr geweihten Tage noch durch den Rosenkranz zu ehren! Leider nimmt dieser so schöne echt katholische Brauch immer mehr und mehr ab. Mit dem Schwinden des Gebetsgeistes in unserer Zeit verschwindet auch der gemeinschaftliche Abendrosenkranz immer mehr in den katholischen Familien, sogar auf dem Lande, wo er bisher stets in Ehren gehalten ward. Viele junge Leute, besonders viele Dienstboten, wollen von ihm nichts mehr wissen; er ist ihnen zu langweilig, und wenn sie ihn halb freiwillig, halb gezwungen doch beten, so geschieht es oft in so eilfertiger Weise, daß man bei jedem Ave Maria den sehnlichen Wunsch herausmerkt: Wenn nur der Rosenkranz bald zu Ende wäre! Welche Freude kann da wohl Maria an einem solchen Rosenkranzgebete haben? Welchen Segen wird er den Hausbewohnern bringen? Auf einem Bilde habe ich einmal dargestellt gesehen, wie in einem Bauernhause die ganze Familie nach dem Abendessen um den Tisch herum zum Rosenkranzgebete versammelt ist. Besonders erbaulich war das Bild nicht und dürfter Nichtkatholiken, z.B. Protestanten, falls sie das Bild zu Gesichte bekommen, einen sonderbaren Begriff vom katholischen Rosenkranzgebete erhalten. Welche Zerstreutheit, Langweile und Schläfrigkeit drückt sich nicht in Miene und Haltung fast aller Betenden aus! Der Maler hat wohl ohne Zweifel auch übertrieben. Sollte es aber doch da oder dort vorkommen, daß der samstägige Rosenkranz so gebetet wird, wie es auf diesem Bilde zu sehen ist, dann könnte wohl die liebe Gottesmutter von solchen Rosenkranzbetern und -beterinnen auch sagen, was einst ihr göttlicher Sohn mit Bezung auf die Pharisäer gesagt hat: „Dieses Volk ehrt mich nur mit den Lippen, aber ihr Herz ist weit von mir" (Matth. 15, 8). Die Lebensbeschreiber des hl. Franz von Sales berichten von ihm, daß er täglich auf das Beten des Rosenkranzes eine ganze Stunde verwendet habe. Mit solcher Andacht betete er ihn. Ich verlange von dir nicht, lieber Leser, daß du zu deinem Rosenkranzgebete auch jedesmal eine Stunde aufwendest – eine Viertelstunde genügt auch schon –, aber bemühe dich wenigstens, es so andächtig zu verrichten, als es dir möglich ist, besonders am Sams-

„Was unser Herr Jesus der Kirche ist, das ist Er in ganz besonderer Weise Seiner heiligen Mutter Maria. Er ist die Fülle ihrer Gnade und Heiligkeit. Wie Er sich noch viel inniger für sie als für die ganze Kirche am Kreuze hinopferte, so läßt Er ihr auch Fluten göttlichen Lebens zufließen, die alles, was Er der Kirche geschenkt, weit übertreffen. Aus Dankbarkeit tut Jesus, was hier gesagt wurde. Er, der von ihr Leben nahm, will Leben für Leben schenken. Hat Er doch versprochen, hundertfach zu vergelten, was hier auf Erden für Ihn getan wird. Darum belohnt Er auch Seine Mutter hundertfach für das menschliche Leben, das sie Ihm geschenkt, und für alle Liebe, mit der sie Ihn umhegt hat.“ P. Oliver

* * *

tage als an dem der Mutter Gottes geweihten Tage. Die Andacht ist es ja, die deinem Kranz von Rosen erst Duft und Wohlgeruch verleiht und so ihn jener, der du ihn windest, angenehm und wohlgefällig macht. **Andächtig** sei daher der Samstagrosenkranz!

Willst du aber der allerseligsten Jungfrau noch eine besondere Freude bereiten, dann bete denselben auch in einer **frommen Meinung** und **Absicht,** das heißt, in einer solchen Intention, wodurch die Interessen Mariä in besonderer Weise gefördert werden. Welches sind denn hauptsächlich diese Interessen? Es sind dies vor allem die Bekehrung der Sünder. Maria als derjenigen, die da genannt wird die „Zuflucht der Sünder“ und „Die Mutter der Barmherzigkeit“, liegt ja nichts so sehr am Herzen, als daß recht viele Sünder sich bekehren. Durch dein Rosenkranzgebet nun kannst du beitragen, daß dieser ihr Herzenswunsch schneller in Erfüllung geht. Scheint doch gerade dieses Gebet in vorzüglicher Weise geeignet zu sein, armen Sündern die Gnade der Bekehrung zu vermitteln. Wir haben dafür unzählige Beispiele. Nur eins sei hier angeführt, das uns recht augenscheinlich zeigt, welch bezwingende Macht das marianische Rosenkranzgebet auch über das verstockteste Sünderherz ausübt. Im Leben des großen Apostels der Nächstenliebe, des hl. Vinzenz von Paul, wird folgendes erzählt:

Ein Sünder weigerte sich hartnäckig zu beichten, trotzdem er schwer krank danieder lag und dem Tode nahe war. Vinzenz, der davon gehört hatte, eilte voll Besorgnis an sein Sterbebett, um ihn auf seinen gefährlichen Zustand aufmerksam zu machen und zur Einkehr, Reue und Buße zu mahnen. Doch alles war umsonst. Der Unbußfertige gab dem Heiligen auf seine Vorstellung, er werde verdammt werden, wenn er ohne Buße dahinsterbe, die schreckliche Antwort: „Ich will verdammt werden, um Christus einen Verdruß zu machen!“ Obwohl den Heiligen diese furchtbare Lästerung in tiefster Seele empörte, bezwang er sich doch und sagte ruhig zu dem verstockten Sünder: „Ich aber will dich von der Verdammnis erretten, um Christus Freude zu machen.“ Und nun ersuchte er die Anwesenden niederzuknien und gemeinschaftlich mit ihm den Rosenkranz zu beten. Und was geschah? Anfangs knirschte der Sünder mit den Zähnen, beschimpfte den Heiligen und die mit ihm Betenden, dann aber wurde er auf einmal ruhig; das Eis war geschmolzen, Tränen rollten über seine Wangen und er begehrte zu beichten. Nachdem dies geschehen, starb er versöhnt mit Gott. Der Rosenkranz war das Rettungsseil, an dem Maria diesen unglücklichen Sünder noch zurückriß von dem gähnenden Abgrund der Hölle in dem Augenblick, da er schon in denselben zu stürzen drohte.

Der hl. Klemens Maria Hofbauer, der bekanntlich die Mutter Gottes innig liebte und verehrte, hat in seinem Leben unzählige Rosenkränze für die armen Sünder gebetet. Wenn er zu einem Sterbenden gerufen ward, der vom Beichten nichts wissen wollte, dann betete er auf dem Wege zu ihm den Rosenkranz und er versicherte, daß er auf diese Weise noch einen jeden zum Beichten gebracht habe. Wenn es ihm nur möglich gewesen sei, sagte er, vorher noch den Rosenkranz zu beten oder doch ein paar Gesetzchen dann sei es jedesmal gut gegangen, und so hat P. Hofbauer durch das Rosenkranzgebet gar manchen armen Sünder gerettet. Kann es etwas Schöneres und Verdienstvolleres geben als eine unsterbliche Seele retten? Darum, lieber Leser, opfere deinen Rosenkranz recht oft auch für die Bekehrung der Sünder, besonders derjenigen, welche der Mutter Gottes besonders anempfohlen sind. Dadurch machst du ihr eine große Freude und sie wird es dir vergelten an deiner eigenen Seele.

Fortsetzung folgt

★ ★ ★

Was du sagest, das sei wahr,
Ehrlich bleibe immer dar.
Halte Wort in jedem Fall,
Dann traut man dir überall.
Jean Paul

Ein verschollener Gruss

Gedanken zum Pfingstfeste

Die Urchristen huldigten einem tiefsinnigen Brauch. Wenn einer dem andern begegnete, rief er ihm das herrliche Wort zu: „Wandle im Heiligen Geiste!“ Es war wohl dem Sprachschatz des großen Heidenapostels entnommen, der den drei schwankenden Keltenstämmen am Halysfluß in Kleinasien fast den nämlichen Spruch als besorgte Mahnung geschrieben (Gal. 5, 6).

Unsere Väter im Glauben waren sich des köstlichen Inhalts dieses Brudergrußes bewußt. Freilich hatte noch keiner von ihnen den Heiligen Geist gesehen, in dessen Atmosphäre sie leben und wirken sollten. Ein rein geistiges Wesen, das wußten sie, tritt weder vor das äußere Auge des Leibes noch vor das innere, die Phantasie, die Einbildungskraft. Auch waren nur ein paar auserlesene Augen- und Ohrenzeugen gewesen, als der Heilige Geist unter dem Sinnbild der lieblichen Taube am Jordan herabstieg oder unter den Symbolen des alles verzehrenden Feuers und des erschütternden Sturmes am jüdischen Pfingstmorgen die Hundertzwanzig beglückte. Aber erlebt scheinen sie es alle zu haben: die umwandelnde Kraft des Gottesgeistes und sein Überschäumen in den Gefirmten.

Da hörten sie, wie auf Antrieb dieses Geistes ungebildete Krämer einen hellsehenden Blick in die Zukunft warfen, wie Handwerker, die nie eine Schule besucht, in fremden Sprachen sich auszudrücken vermochten, wie einfache Weinbauern vom Lande die alten Propheten so klar und verständnisvoll deuten konnten. Von den Großtaten der zwölf Heilandsboten, vor denen böse Geister und Krankheiten jeglicher Art die Flucht ergriffen, gar nicht zu reden. Nach dem jüdischen Spätherbst und dem heidnischen Winter war ein wahrhaftiger Blütenmai des Heiligen Geistes angebrochen.

Viel kostbarer indes als diese äußeren Erscheinungen war das innere Erlebnis der Neugetauften. Was ein paar hundert Jahre später der geistvolle Afrikaner Augustin von sich selber berichtet, das hatten schon zahllose Täuflinge der christlichen Urzeit freudig an sich feststellen können: der unkeusche Wüstling von gestern war heute ein unschuldiges Lämmlein geworden; Betrüger und Spitzbuben, denen jeder gern aus dem Wege ging, gaben Gelder und Felder zurück und lebten als Muster der Ehrlichkeit; der sittliche Schwächling zeigt auf einmal eine Stärke des Willens, die vor kurzem keiner für möglich gehalten. Was der stoische Weltweise nur im Traume geschaut, im Leben nirgends gefunden: der Held, der das Tier im Innern tatsächlich bezwang, der war geboren, war nicht nur einmal zu treffen, nein häufig, und zwar nur bei einer neuen Rasse, den Christen. Voll Neid und Bewunderung schauten die Heiden auf dieses neue Geschlecht. Man denke nur an das Wort des afrikanischen Advokaten Tertullian: „Seht, wie sie (die Christen) einander lieben!“ Das war der neue Mensch, nach dem die Alten so sehr verlangt, das Heldengeschlecht der echten Christusjünger, das der Heilige Geist in der heidnischen Wüste gezüchtet. Nicht nach der Form ihrer Schädel noch nach der Farbe ihrer Haut von der Umwelt verschieden, sondern nur durch die völlig anders geartete Haltung der Seele, den eigentlichen Charakter. Der erregte überall Staunen. Was sie niemals zustande brachten, die großen Welteroberer, die nach all ihren Siegesfeiern in unbegreiflicher Feigheit dem Tier in der Brust den schimpflichsten Sklaventribut zahlten, das leisteten diese heldischen Christen: Männer, ja Frauen und Kinder. Sie bändigten das niedere Selbst. Tapfer ist der Weltbezwinger, „tapferer, wer sich selbst bezwang.“ Und der Boden dem diese eiserne und unbesiegbare Willensstärke entsprießt? Das ist unser geheimnisvolles inneres Wesen. Freilich entzieht sich diese Schönheit der Seele im Gnadenstand unserem Bewußtsein, unserer Erfahrung. Wenigstens bei denen, die mystisch nicht „heimgesucht“ sind. Aber der Glaube gewährt uns darüber untrügliche Sicherheit.

Da erlebt der Christ, der aufrichtige, in der Taufe, auch bei der Sündenvergebung im Beichtsakrament, eine tatsächliche Neugeburt (Jo. 1, 13 u. 3, 5). Diese Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist schenkt uns eine Art Überseele, die unsere rein menschliche Seele übernatürlich belebt, durchdringt und umkleidet. Nun ist aber diese „Überseele“, wenn man die heiligmachende Gnade

so nennen will, ganz der Natur Gottes nachgebildet. Sie macht uns sogar, und das ist das Wundergeheimnis, zu Teilhabern an der Gottesnatur, an Gottes ureignem Wesen (2 Petr. 1. 4). Dadurch wird also unser inneres Wesen vergöttlicht: die Seele mit all ihren Fähigkeiten und Tugenden. Kein Wunder, wenn der Liebling Jesu in seinem ersten Briefe so stark unterstreicht: „Wir wissen, daß, wenn es offenbar wird, wir ihm ähnlich sein werden, weil wir ihn schauen werden, wie er ist" (3, 2). Es kann ja nicht anders sein. Wir sind „aus Gott geboren" (Jo. 1, 13). „Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen, daß wir Kinder, Söhne Gottes heißen dürfen. Und wir sind es" (1. Jo. 3, 1–2).

Freilich hat Gott nur einen wesensgleichen Sohn, das menschgewordene Wort. Jesus allein ist vom Vater von Ewigkeit her gezeugt. Wir sind nur der Gnade nach aus Gott geboren, nicht nach unserem Wesen. Der hl. Paulus nennt das in Ermangelung eines besseren Ausdrucks „Annahme an Kindes Statt" (Röm. 8, 15 u. a.). Indes ist diese Annahme an Kindes Statt nicht wie im bürgerlichen Leben ein ganz äußerlicher Vorgang, der keine Leibes- noch Seelenverwandtschaft mit dem Adoptivvater verschafft, sondern im starken Gegensatz dazu etwas rein Innerliches, eine Art „Blutsverwandtschaft" mit Gott. Der Apostel schreibt nicht umsonst, daß das „Geblüt", der Same Gottes, in uns sei, und wir aus Gott gezeugt sind (1 Jo. 5, 9). Darum ist die heiligmachende Gnade mit irdischem Maßstab nicht meßbar, nach menschlichen Werten nicht schätzbar.

Wer aber Gottessohn, Gotteskind ist, in dem lebt der Heilige Geist persönlich (1. Kor. 5, 16) ja die gesamte Dreifaltigkeit (Jo. 14. 16,23). Auch Jesus hat nicht nur als Gott, sondern auch als Mensch dauernd Wohnung in uns genommen (Eph. 3, 17). Der ganze Christus, so wie er verklärt aus dem Grabe erstand, wohnt und thront in unserem Herzen. Ähnlich wie im Altarssakrament, doch nicht unter Brotsgestalt, sondern auf mystische, d.h. geheimnisvolle Weise, aber mit Gottheit und Menschheit, wahrhaft und wirklich. Nicht nur im Augenblick, da wir kommunizieren, sondern ständig, d.h. so lange wir die Gnade in uns nicht ertöten.

Leider ist diese tröstliche Glaubenswahrheit im christlichen Unterricht stark zurückgetreten, ja vernachlässigt worden. Vielleicht aus dem Bedenken, die Verehrung des Altarssakramentes könnte darunter leiden. Menschliche Kurzsicht! Christus in mir – soll Christus im Sakramente verdunkeln? Im

„Maria ist Königin aller Engel, denn ihre Sendung überragt die Sendung aller himmlischen Geister. Diener Gottes sind die Engel, während Maria Mutter Gottes ist. So hoch wie der Begriff „Mutter" den Begriff „Diener" überragt, so hoch steht Maria über allen Engeln. Sie allein kann zusammen mit Gott dem Vater sagen: „Du bist mein Sohn, ich habe dich geboren!"

Garrigou-Lagrange

Gegenteil. Der Glaube, daß Jesus in meinem Herzen wohnt, nährt und fördert nur den Glauben an Jesus im Tabernakel. Freilich erfordert der Glaube an Jesus in mir eine stärkere Kraft als der Glaube an Jesus im Sakrament. Denn hier im Sakrament finden die Sinne, Auge und Zunge, eine festere Stütze an der Gestalt des Brotes. Gerade vor dem Tabernakel schöpft die Seele dann Mut, an das Wort des Apostels (Eph. 3, 17) zu glauben: Jesus wohnt in euch durch den Glauben, d.h. durch des Glaubens Vollendung, die Liebe, die heiligmachende Gnade. Vor dem Ewigen Licht des Tabernakels entzündet sich mein Glaubenslicht stärker, ich glaube bestimmter, daß mein Herz in der Tat eine Monstranz Jesu ist, die mich auch zur Anbetung einlädt.

Und sooft ich am Tische des Herrn erscheine, vereinigt sich Jesus noch inniger mit mir, macht mich jedesmal zu einem stets trefflicheren Gliede an seinem mystischen Leibe, wandelt mich zusehends mehr in sein gottmenschliches Wesen um. Der dies uns lehrt, hat es an sich selber erfahren: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir" (Gal. 2, 20).

Darum vermag ich auch um so beherzter im Heiligen Geist zu wandeln. Denn wie der Heiland selber vom Heiligen Geiste geführt ward (Luk. 4,1), so werden alle, die durch die heiligmachende Gnade in Christus umgestaltet sind, vom Gottesgeiste gelenkt. Und dies um so stärker, je mehr sie durch den häufigen Genuß der Eucharistie zur Mannesreife Jesu heranwachsen (Eph. 4, 13).

Gerade dadurch, daß du deine Ohren schärfst, um der Stimme des Heiligen Geistes zu lauschen, kannst du umgekehrt auch die Probe darauf machen, daß du auf dem Wege bist, in Christo Wesen ganz umgewandelt zu werden. Das vollzieht sich an jedem, der im Heiligen Geiste wandelt.

Und fragst du weiter, wie fange ich es doch an,

Wir mahnen mit der Liebe des Guten Hirten unsere Familienväter und Mütter, daß sie dem unreinen und unchristlichen Zeitgeist den Zutritt zu ihren Häusern versperren, damit die Familie nicht noch weiter herabsinke und verfalle. Wenn irgendwo, dann müssen der Friede und die Liebe in den Familien ein Heim und Heiligtum haben.

Aus einem Hirtenwort der deutschen Bischöfe

---

um stets das zu hören, was der Heilige Geist meiner Seele zuspricht? Nimm Unterricht bei den Heiligen. Die sagen es dir ganz deutlich. Wer sich in den Strudel der Weltfreuden stürzt, wird zwar in den entscheidendsten Fällen auch noch die Stimme des Gottesgeistes vernehmen. Er mahnt dich dann durch dein Gewissen. Aber jenes zarte, ja leise Zureden, das dich antreibt, ein vollkommenes Christenleben zu führen, wirst du im irdischen Freudenrausch kaum je vernehmen. Dazu bedarf es der inneren Sammlung, der Abkehr von den sinnenbetäubenden Dingen, des steten Denkens an den in dir wohnenden himmlischen Gast (1. Kor. 3, 16).

Ein heiligmäßiger Missionsbischof, der schon vor zweihundert Jahren in Hinterindien wirkte, schrieb im Gefängnis ein köstliches Buch über die Vergottung oder Gottwerdung des Menschen. Er gibt folgenden Rat. Es gibt Fälle, wo auch ein strebsamer Christ die Anregung des Heiligen Geistes im Inneren nicht fühlt, nicht wahrnimmt. Um dich aber auch dann ganz unter der Führung des Heiligen Geistes zu wissen, bitte den göttlichen Gast, daß er auch bei dieser Handlung, die du ohne innere Anregung gerade tun willst, die Leitung übernehme. Er hat diesen Gedanken wohl der Kirche selbst abgelauscht, die in dem 9. Gebet nach der Allerheiligenlitanei also spricht: „Wir bitten dich, o Herr, komm unsren Handlungen mit deiner Anregung zuvor und begleite sie mit deinem Beistand, auf daß all unser Beten und Tun von dir stets ausgehe und durch dich auch vollendet werde." So erklärt dir die Kirche selbst, wie du vollkommen wandeln sollst im Heiligen Geiste.

Wandle im Heiligen Geiste! Das versteht sich von selbst, daß du nicht mehr dem bösen Geist folgst und das Aufwallen der Erbsündehefe in dir nicht mehr förderst. Wer das tut, wirft den Helden in seiner Brust weg. Er verrät Christus, kündigt dem Heiligen Geist und gleicht dann dem kraftlosen Samson, dem die falsche Dalila die sieben geheimnisvollen Locken vom Haupte schor. Dann wirst du ein Feigling. Es gibt ja keine folgenschwerere Feigheit, als Sklave der Sünde werden. Der Deutschenfeind Nietzsche hat ein „Evangelium" vom Übermenschen geschrieben. Er sagt darin Gott den Krieg an und will sich wie sein Vorgänger Luzifer selber zu Gott machen. Was bei beiden Wahnsinnstat war, wird im Christen zur Wahrheit. Die Gottesnatur macht ihn zum Übermenschen, der alles rein Menschliche übernatürlich gestaltet, vergöttlicht, der alles, was häßlich, unsittlich, gemein ist, alle Sünden und Laster besiegt und ausrottet und auf Grund der innewohnenden Gotteskraft alle Leidenschaften wie ein König beherrscht.

„Wandle im Heiligen Geiste!" Dieser Gruß verlangt noch ein Zweites. Starb nicht Christus, um in allen Menschen zu leben, in allen Erdenbewohnern Gottestempel zu bauen? Als Glied des mystischen Christusleibes mußt du die Sinnes- und Arbeitsgemeinschaft mit Jesus pflegen, auf alle dir mögliche Weise mitwirken, dieses Gotteszelt in allen Menschen, auch in den vergessenen Heidenherzen, aufzuschlagen.

Der selige Pater Arnold Janssen S.V.D., hat seinen drei Genossenschaften einen Segensspruch hinterlassen, der diese Wahrheit prächtig veranschaulicht. Sie schließen nämlich die Anrufungsbitten an die Schutzheiligen mit dem Wunsche: „Es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!"

Ja, in jedem Menschenherzen, ob es nun unter einer gelben oder schwarzen Haut pocht, ob es in Palästina ins Leben trat oder in China oder bei uns in Amerika: in allen Erdenbewohnern soll das Herz des verklärten Gottmenschen schlagen. Jedes erbsündeverseuchte Menschenkind soll, ohne aus seiner Stammesart auszuscheiden, ein Gotteskind werden, Glied jener Heldenrasse, jener Übermenschen, die in Christus, dem zweiten Adam, ihren wahren Stammvater verehren. Christus unser und aller Menschen König!

Da siehst du den geheimnisvollen Wahrheits- und Gnadenkreislauf zwischen Pfingsten, dem Herz-Jesu- Fest und dem Fest Christus-König.

„Unbeflecktes Herz Maria, hilf mir alle meine Gedanken auf das Herz des guten Jesus hinzulenken."

St. Bonaventura

Die christliche Ordnung und die Familie

von Bischof Fulton J. Sheen

Niemand kann leugnen, daß die Familie in unserem nationalen Leben im Niedergang, wenn nicht in Auflösung, begriffen ist. Eingehen und Unterhalten der Bekanntschaft spielt sich außerhalb des Heimes ab, gewöhnlich in einem überfüllten und zum Ersticken rauchgefüllten niedrigen Lokal unter den Klängen eines tom-tom Orchesters, dessen Hauptnummer eine Sängerin ist, die in der Regel nicht singen kann. Nach der Bekanntschaft und Heirat hört die Frau am Radio die Liebesabenteuer und Geschichten ehelicher Untreue oder Ehetragödien an mit all dem sentimentalen Geseufze und Gestön, in dessen sich mehr ehebrecherische Triangelverhältnisse finden als mathematische in einem Geometriebuch. Die Frau liest eine Menge Zeitschriftenartikel über den Platz der „Frau im Heim" von solchen Frauen geschrieben, die selbst nie daheim sind. Die alte Familienbibel, in der von alterher Geburten und Taufen der Kinder verzeichnet wurden, existiert nicht mehr. Nur noch wenige lesen die Bibel, wenige gebären Kinder und von diesen werden nur wenige getauft.

Eines der untrüglichsten Zeichen des Niederganges der Familie ist die Ehescheidung. Die Verallgemeinerung leicht zu habender Ehescheidung bedeutet nichts anders, als daß die Einrichtung der Ehe allmählich zu einem vom Staat gebilligten Verhältnis der freien Liebe herabsinkt.

Diese moderne Vielweiberei oder Vielmännerei ist unter der Bedingung anerkannt, daß die Männer oder Frauen nicht andere Männer oder Frauen zugleich an den Wagen ihrer Selbstsucht spannen, sondern nacheinander. In dem Maße, in dem die Gerichte diese natürliche Einheit in der Nation selbst zerreißen, machen sie sie unfähig für ein internationales Zusammenhalten. Es ist ja nur zu natürlich; denn wenn wir diesen inneren Kreis von gegenseitiger Treue durch Untreue zerstören, wie sollen wir denn imstande sein, die weiteren Kreise internationaler Treue aufzurichten, durch die der Weltfriede zustande kommt?

Ehescheidung macht das Recht lebender Seelen auf Liebe abhängig von den Kaprizen der Sinne und dem nach eigenem Willen veränderlichen Vertrag selbstsüchtiger Laune. Wir Christen haben wohl mit denen, die die Ehescheidung billigen, disputiert, aber wir wissen nur allzugut, daß wir keinen durch unsere Argumente zu praktischer Überzeugung gebracht haben. Nicht deshalb, weil unsere Beweise nicht stichhaltig sind. Das ist gerade das übel. Sie sind zu gut. Gute Gründe sind hilflos gegen Gefühle. Gerade wie zwei Nachbarfrauen über den Zaun in ihrem Garten hinweg sich streiten, so disputieren wir von zwei verschiedenen Standtpunkten.

Die Mehrheit der Menschen, die gegen die Festigkeit und Unlöslichkeit des ehelichen Familienlebens sind, glauben zum größten Teil nicht an ein göttliches Sittengesetz. Die mögen wohl sagen, sie glauben an Gott, aber es ist nicht der Gott der Gerechtigkeit.

Anstatt nun mit dem modernen Heiden, der für die Zerstörung der Familie eintritt, zu streiten, laßt uns, zum Schein wenigstens, annehmen, daß seine Voraussetzung, sein Standpunkt richtig ist, nämlich daß der Mensch einfach nichts anderes ist als ein Tier, daß Sittlichkeit letzten Endes nichts anderes ist als eigenes Interesse; daß, wenn es überhaupt einen Gott gibt, er nichts anderes von uns erwartete, als daß wir gerade tun, wie wir wollen; daß jedermann seine eigene Richtschnur, sein eigenes Maß hat für das, was recht oder unrecht ist; daß das Maß persönlichen Reichtums das Maß der Liebe bestimmt; daß wenn wir sterben, dies das Ende von allem ist, oder wenn es einen Himmel gibt, wir alle hineinkommen ohne Rücksicht auf ein Sittengesetz.

Wenn man einmal damit begonnen hat, diese Grundsätze als die einzig richtigen anzunehmen, dann ist Ehescheidung berechtigt; dann brauchen wir uns keine Opfer aufzuerlegen um höherer Beweggründe willen. Wenn wir doch nur Tiere sind, und Liebe nichts anderes ist als Geschlechtstrieb, dann besteht kein Grund, weshalb irgend jemand sich einer Verantwortlichkeit bewußt sein soll.

Aber weshalb denn dabei stehen bleiben? Nach diesem Grundsatz ist jede Tat berechtigt, solange ich ohne Folgen für mich selbst sie begehen kann. Wenn dementsprechend das Band zwischen Mann und Frau nach eigener Willkür oder mit Rücksicht auf besondere Vorteile oder aus Eigenliebe zerrissen werden kann, wes-

halb sollten nicht die Verträge zwischen Nationen von der einen Seite gebrochen werden können? Wenn ein Mann die Frau eines anderen stehlen kann, weshalb soll denn nicht entsprechend derselben Rechtsformel Deutschland Polen nehmen können? Wenn John Smith sein Ehebündnis mit Mary Jones ohne weiteres auflösen kann, wer kann dann sagen, daß Italien im Unrecht war, wenn es seine Verträge mit Äthiopien brach, oder daß Japan unrecht tat, wenn es die Mandschurei für sich nahm?



Wenn schon Scheidungen im ehelichen Vertragsverhältnis, weshalb nicht auch Scheidungen im internationalen? Wenn in der Gesellschaft im engeren Heim die Modernen die eheliche Treue mit einem verächtlichen Hohnlächeln als „altfränkische Tugendsamkeit" abtun, welches Recht haben sie dann zu fordern, daß die Treue in derselben „altfränkischen Tugendsamkeit" in der Weltgesellschaft gelten soll? Welches sind die christlichen Grundsätze bezüglich der Familie?

Erstens: Die Ehe ist nur eine und ist unlösbar bis zum Tode, sowohl in natürlicher wie in übernatürlicher Hinsicht.

In natürlicher, weil in dem Wörterbuch der Liebe sich nur zwei Worte finden: „Du" und „immer." „Du", weil Liebe es nur mit einem einzigen zu tun haben kann. „Immer" deshalb, weil Liebe ewig ist.

In übernatürlicher Hinsicht, weil das Verhältnis von Gatte und Gattin nach dem Modell des Verhältnisses von Christus und der Kirche gebildet ist, das durch die unzeitliche Ewigkeit fortbesteht.

Zweitens: Die Grundlage der Ehe ist Liebe, nicht einfachhin das Geschlechtliche. Das Geschlechtliche ist physiologisch und beschränkt sich auf das Körperliche. Liebe ist etwas Geistiges und gehört deshalb in den Bereich des Willens. Da aber das Verhältnis nicht in den körperlichen Gefühlsempfindungen seine Wurzeln hat sondern in dem Willen, folgt natürlicherweise, daß, wenn die rein physiologischen, das ist körperlichen, Gefühlsempfindungen aufhören, das Verhältnis deshalb nicht auflösbar ist. Die Liebe des Willens ist eben nicht der Gegenstand der wechselnden Veränderlichkeit der Leidenschaft.

Eine Lebensweise ist kein zu langer Zeitraum für zwei menschliche Wesen, um richtig miteinander bekannt zu werden. Die Ehe soll eine Reihe ständiger und sich immer folgender Offenbarungen werden, der Forschungen und Feststellungen neuer Tiefen und der Äußerung neuer Geheimnisse. Zu einer Zeit ist es die Offenbarung der Unvollständigkeit des anderen Teiles, ein anderesmal des Geheimnisses, des Sinnes des anderen; ein anderesmal das der Vaterschaft und der Mutterschaft, die vorher nicht vorhanden war. Und zuletzt die Offenbarung des Geheimnisses des Hirtenamtes, das die Lämmer zu Christus bringt, der das Tor bildet zu dem einzigen Schafstall.

Drittens: Liebe in ihrer eigentlichen Natur ist nicht darauf angelegt, sich gegenseitig restlos zu verschenken, sonst würde Liebe sich ja bis zur völligen Erschöpfung in ihrem eigenen nutzlosen Brande verzehren. Sie ist tatsächlich ein gegenseitiges Sichschenken, das in einer steten Selbsterneuerung sich wiederfindet. Wie im Himmel die gegenseitige Liebe zwischen Gott Vater und Gott Sohn sich in dem Heiligen Geiste als dem einigenden Bande stetig erneuert, so belebt sie immer aufs neue die Liebe der Eltern in ihrem Kinde, das die Fleischwerdung ihrer bleibenden Liebe bildet. Alle Liebe endet schließlich in einer Fleischwerdung, selbst die Liebe Gottes selbst.

Die Hervorbringung von Kindern ist deshalb nicht die Nach-

Wenn wir fehlgegangen sind, müssen wir auf den rechten Weg zurückkehren; wenn Finsternis des Irrtums unseren Geist umhüllt hat, muß sie unvorzüglich durch das Licht der Wahrheit verdrängt werden; wenn jener Tod, der allein der wahre Tod ist, von unserer Seele Besitz ergriffen hat, müssen wir in brennendem Durst nach dem Leben greifen, jenem himmlischen Leben, das keinen Untergang kennt, das von Jesus Christus seinen Ausgang nimmt ... Das lehrt uns, dazu mahnt uns die allerseligste Jungfrau Maria, unsere liebreiche Mutter, die uns in der Tat mehr als alle irdischen Mütter mit wahrhafter Liebe liebt."

Pius XII., Fulgens Corona

---

ahmung des Gebarens der Tiere des Feldes sondern des Gebarens Gottes, in dem die Liebe, die es drängt, zu geben, immerfort besiegt wird von der Liebe, die empfängt und verewigt. Jede irdische Liebe ist deshalb ein Funke aus der ewigen Flamme Gottes.

Viertens: Jedes Kind ist an sich ein geborener Edelmann im Königreiche Gottes. Aufgabe der Eltern ist es deshalb, diesen lebenden Stein aus dem Steinbruch der Menschheit herauszuheben, ihn in Form zu bringen und zu meißeln durch die von Liebe bestimmte Disziplin und Opfer, und dann weiter zu formen nach den Anweisungen der Wahrheitslehren Christi, bis er ein passender Baustein wird für den Tempel Gottes, an dem Liebe der Architekt ist.

Welch eine sich ständig vertiefende Freude ist es, beobachten zu können, wie ein Garten heranwächst, besonders wenn man ihn selbst mit Samen und Pflanzen bestellt und versorgt hat. Aber diese Freude ist gar klein im Vergleich zu der Freude, die sich einstellt, wenn man beobachten kann, wie kleine Augen immer größer werden im Verständnis eines anderen „Bildes und Gleichnisses" in der Tiefe ihres Seins.

Fünftens: Zu einer Zeit, wenn die ursprünglichen hochgehenden Wogen der Liebe sich glätten, wenn der Gatte vielleicht versucht ist zu denken, daß eine andere Frau schöner ist als seine eigene Gattin oder die Frau in ähnlicher Versuchung geneigt ist zu glauben, daß ein anderer Mann mehr ritterlich sein mag, in dieser Zeit schickt in der Regel Gott in seiner Vorsehung Kinder. Die Frau sieht dann in jedem Sohn ihren Gatten wiedergeboren in all seiner Ritterlichkeit und Stärke, und in jeder Tochter sieht der Mann seine Frau wiedergeboren in ihrem Reiz und ihrer Schönheit. Der natürliche Impuls des stolzen Empfindens, das sich mit dem Bewußtsein der Elternschaft einstellt, die neue Liebe, die in der Mutter über den Schmerzen emporblüht, die ihr das Öffnen der fleischlichen Tore für das Kind verursacht hat und die Freude, die das neue Verbundensein in dem Kinde als der gemeinsamen Frucht verursacht, sind ebenso viele Perlen in dem Rosenkranz der Liebe, der beide zusammenbindet in unauslöschbarer und unzerbrechlicher Einigung der Liebe.

Sechstens: Kinder in die Welt zu bringen ist heutigentags eine wirtschaftliche Bürde weil unsere ganzen gesellschaftlichen Verhältnisse so unzureichend sind; nicht aber, weil Gott in seiner Ordnung fehlerhaft ist. Deshalb ist es die Aufgabe des Staates, die Ursachen für diese Bürde zu beseitigen. Der Mensch darf nicht um des Wirtschaftlichen willen beschränkt werden. Dagegen muß das Wirtschaftliche so erweitert werden, daß es den Bedürfnissen des Menschen entspricht.

Dies ist die christliche Auffassung betreffs der Ehe, die aber vielfach außerhalb der Kirche mißverstanden wird. Man hört so oft: „Die können sich scheiden lassen und wieder heiraten, weil sie nicht katholisch sind." Nein! Nein! halb verkehrt, weil die Kirche sagt, Nein! Ehescheidung ist nicht dessie sei verkehrt. Weshalb sagt die Kirche, daß Ehescheidung verkehrt ist? Die Kirche sagt dies deshalb, weil Ehescheidung eine Verletzung des Naturrechtes ist, das alle Menschen verpflichtet.

Es gibt nicht einen Gott für Katholiken und einen anderen Gott für Hottentotten. Und alle, die das Naturgesetz brechen, werden von Gott bestraft werden. Ein moderner Heide ist ebenso wenig frei, Gottes Gesetz zu brechen als ein Katholik.

Aber weshalb bringt fast jedermann außerhalb der Kirche

„Das Herz Mariens ist ein wundersamer Abglanz der göttlichen Eigenschaften. Als Mutter Jesu ist sie gleich dem ewigen Vater. Als Miterlöserin nimmt sie teil am Werke des Sohnes. Als Sitz der Heiligkeit strahlt sie aus den Heiligen Geist."

St. Johannes Eudes

den Widerstand gegen die Ehescheidung mit der katholischen Kirche in Verbindung? Deshalb weil die Kirche heute praktisch ganz allein dasteht in der Verteidigung des Naturgesetzes. Wenn es jemals dazu kommen würde, daß die katholische Kirche die natürliche Wahrheit, daß zweimal zwei vier macht, verteidigte, würde die Welt sagen: „Dies ist eine katholische Lehre.“ Und wenn die Kirche fortfährt, fast allein das Naturrecht zu verteidigen, dann wird der Tag kommen, daß Katholiken bereit sein müssen, für die Wahrheit zu sterben, daß es unerlaubt ist, die Schwiegermutter zu vergiften.

Männer und Frauen Amerikas! Baut eure Altäre für Leben und Liebe, so lange es Zeit ist. Wenn ihr nicht die Burg ehelichen Glückes gefunden habt, so kommt es daher, weil ihr nicht die äußeren Wälle der Selbstsucht überwunden habt. Ziel und Zweck eines Krieges ist nicht die Beute des einzelnen Soldaten. Ebensowenig ist der Zweck eurer Ehe die Ausplünderung des Lebens. Gleich den Aposteln seid auch ihr ausgesandt worden zu zweien, nicht daß ihr bloß essen und trinken, kaufen und verkaufen sollt, sondern daß ihr das Reich Gottes mit Leben und Liebe bereichern sollt, nicht mit Tod. Der Ackerboden, der im Frühjahr die Saat in sich aufnimmt, ist nicht treulos seiner messianischen Bestimmung für die Ernte. So sollt auch ihr euch nicht als Abtrünnige erweisen gegenüber der Verantwortlichkeit eurer Liebe. Die Feuer vom Himmel sind euch übergeben worden gleichsam wie auf einem Altar. Sie sind euch nicht gegeben worden, damit sie einzig für euch brennen, sondern daß ihr daran Fackeln entzündet und weiter gebt, sodaß andere Feuer wieder daraus auflodern in den Himmel, von dem eure Feuer kamen.

Euere Ehe wird dann am glücklichsten, wenn sie eine irdische Dreifaltigkeit wird: Vater, Mutter und Kinder. Dadurch, daß ihr euch als Menschen gegenseitig ergänzt, bildet sich die natürliche Vollendung, in der eure Liebe sich verewigt, nämlich in euren Kindern. Wenn Liebe bloß ein Suchen oder ein Stück Romantik wäre, wäre und bliebe sie unvollständig. Anderseits, wenn sie bloß ein Haschen und eine augenblickliche Befriedigung wäre, verbliebe sie auf einem toten Punkt. Nur im Himmel findet sich vollkommen die Verbindung die Freude des Suchens und der erhabene Schauer des Besitzens. Wenn wir einmal in den Besitz gelangt sind von etwas so unendlich Schönem wie Gott, wird es uns eine ganze Ewigkeit nehmen, seine Tiefen zu erforschen. Aber hier auf Erden hat Gott euch, die ihr euch in Treue im Sakramente zusammenfindet, einen schwachen Anteil an den Freuden gegeben, in denen zwei Herzen in ihrem gegenseitigen Besitz zusammenwirken gegen ihre beiderseitige Unvollkommenheit und darin den Schauer erleben, sozusagen der Jagd nach dem Reiche Gottes, da sie den Spuren ihrer Kinder folgen in der Richtung, die dazu führt.

Es war eine Familie, die im Anfang eine Welt von Weisen und Hirten, von Juden und Heiden zu dem Geheimnis ewigen Friedens hinzog. Es wird die Familie sein, durch die Amerika seine Wiedergeburt erleben wird. Wenn der Tag kommt, an dem die Mütter es als ihren großen Vorrang betrachten, die Sakristane der Frucht ihrer Liebe zu sein, und wenn die Väter es als ihre edelste Errungenschaft ansehen, die Sachwalter der in ihrer Liebe Gesalbten zu sein, und wenn die Kinder es verstehen lernen, daß die Natur selbst keine Grenzen gesetzt hat für die Anzahl der Onkels, die jemand haben kann, wohl aber nur eine einzige Mutter — dann wird Amerika groß werden in der Größe seiner Gründungsväter und in der Größe einer von Gott gesegneten Nation.

Formen werden hohle Rahmen. Werden starre Gesten. Werden verlogene Fassaden. Wenn hinter ihnen nicht immer wieder das große, ganze, reine, sittliche Erlebnis steht. Wenn wir Deutschland helfen wollen, dürfen wir den Menschen nicht predigen, was wir selber nicht glauben. Was uns selber nicht ganz ausfüllt. Was uns selber nicht im Leben und Sterben glücklich macht. Lassen wir die Verlogenheit der Bourgeoisie. Die Wein trinkt und Wasser predigt. Die die Vorhänge zuzieht und hinter verriegelten Türen Orgien feiert. Nachher mit falschem Stimmenschlage den Mühsamen und Elenden Gottes Vorsehung empfiehlt. Alle Lügen brechen. In der Religionsgeschichte brechen sie zu allererst. Die Menschen müssen in unsere Zimmer schauen können. Bis in den Remter, bis in die Keller. Bis in die Schlafstube. Unser Christentum muß, bei Gott, sein wie ein Glaspalast. Wie ein Aquarium mit doppelten Scheiben. Jede Haltung, jeder Genuß, jede Nacht muß die Probe der Menschheit vertragen können.

Carl Sonnenschein

Der Mutter letzte Bitte

Eine wahre Geschichte aus dem Leben

Er war Geselle an einer großen Schiffswerft. In seinem Heimatstädtchen hatte er das Zimmerhandwerk gelernt, und weil sein Gesellenstück von allen Seiten als vorzüglich und musterhaft anerkannt wurde, wanderte er zur weiteren Ausbildung in die große Hafenstadt. Nur sehr ungern sah ihn seine Mutter scheiden. Da der Vater bereits seit einigen Jahren tot war, oblag ihr ja allein die ganze Sorge für ihren Jungen. — Anfangs erhielt sie recht oft eine Nachricht von ihm. Aber später ließ er immer seltener etwas von sich hören. Als ihm die Mutter zur Osterzeit schrieb, er möge ihr doch öfters wenn auch nur wenige Zeilen zukommen lassen und ihr auch mitteilen, ob er auch noch treu seine Sonntagspflicht erfülle, antwortete er nur mit ein paar Sätzen. Es gehe ihm gut. Sie brauche sich keine Sorge um ihn zu machen. Von Religion und Kirche solle sie ihm nichts mehr schreiben. Das sei in der Großstadt ein überwundener Standpunkt.

Die letzten Sätze taten der alten Frau sehr weh. Hatte sie doch ihren einzigen Sohn nach bestem Wissen gut und fromm erzogen. Sie trug darum in ihrer mütterlichen Sorge die wenigen Zeilen ihres Jungen zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, ob denn in der dortigen Hafenstadt wirklich alles religiöse Leben erstorben sei. Der Geistliche nahm ein kirchliches Jahrbuch aus dem Regal und zeigte der guten Frau schwarz auf weiß, daß auch in dieser Hafenstadt noch 70,000 Katholiken lebten und jährlich 400,000 Kommunionen gespendet würden. Ihr Sohn hatte ihr also die Unwahrheit geschrieben. Ganz betrübt ging die Mutter nach Hause und teilte ihrem Karl mit, daß seine Angaben über die vermeintliche Religionslosigkeit in jener Hafenstadt durchaus nicht richtig seien. Es täte ihr in der Seele weh, daß er sie betrogen habe. — Aber die Mutter wurde nicht hart in ihrem Schreiben. In Güte und Liebe ermahnte sie nochmals ihren Sohn recht eindringlich, seine Christenpflichten ganz treu zu erfüllen. Sie erhielt jedoch auf ihren Brief keine Antwort. —

Im Oktober wurde sie von einem Gehirnschlag befallen, der eine beiderseitige Lähmung zur Folge hatte. Man brachte sie ins Krankenhaus und spendete ihr die heiligen Sterbesakramente. Die Krankenhausoberin teilte dem Sohn telegraphisch die Erkrankung und deren Bedenklichkeit mit.

Die arme Frau erlitt einen zweiten Anfall und verlor dabei vorübergehend das Bewußtsein und auch die Sprache. Als sie nach zwei Tagen wieder das Bewußtsein erlangte, sich aber mit ihrer Umgebung nicht verständigen konnte, machte sie Bewegungen des Schreibens, um anzudeuten, daß sie etwas zu Papier bringen wolle. Man reichte ihr Briefblock und Bleistift. Mit vieler Mühe schrieb dann die sterbenskranke Mutter die schwer leserlichen Worte nieder: „Mein Karl, glaube und bete wieder . . ."

Sie wollte anscheinend diesem abgerissenen Satz noch etwas hinzufügen. Doch es versagte die zitternde Hand, und die Kranke fiel neuerdings bewußtlos in die Kissen zurück. Noch am selben Tage starb die Mutter.

Am kommenden Morgen traf Karl ein. Als man ihn vor die Leiche seiner Mutter führte, war er tief erschüttert. Er fragte die Schwester, welche die Pflege bis zum Tode übernommen hatte, nach den letzten Stunden der Toten. Da reichte ihm die Klosterschwester schweigend den Zettel mit der letzten Mahnung und der letzten Lebensäußerung. Als Karl die letzten verzerrten Schriftzüge seiner Mutter erkannte und ihre letzte Bitte las, sank er vor der Bahre nieder, faßte krampfhaft nach den kalten, bleichen Mutterhänden und weinte: „Ja, Mutter! Ich will wieder tun, was du willst . . ."

Seltsam, daß manches Mutterherz zuvor brechen muß, ehe seine Liebe von den Kindern erkannt wird; daß es des letzten Opfers bedarf, um die Seele des Kindes zu berühren und zu neuem Leben zu wecken.

O, der Mensch sieht oft spät ein, wie sehr er geliebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz.

Der blinde Geigenspieler

von Angel Karaliitschef

Sein Name war Tililei, aber die Bauern des Dorfes Orliza in der Ebene von Deliorman sagten Talei zu ihm. Talei hatte eine Geige aus Nußbaumholz und eine von Gott begabte Hand, die mit dem Bogen ganze fünf Jahre die Herzen der Orlizaner ergötzte; aber er hatte blinde Augen. Das Flügelrauschen des Adlers, der seine Kreise am hohen Himmel zog, hörte er wohl, aber was ein Adler war, wußte er nicht. Des Nachts saß er im Grase im Schutze des Daches der Pfarrmühle, und der kleine vergrämte Brunnen raunte ihm eine Geschichte aus vergangenen Zeiten zu; die war unsäglich traurig und längst vergessen. Auf dem verlassenen Felde schimmerte in der Ferne hell ein verirrtes Lämmchen, Zweige rauschten über dem Kopfe des Blinden, und er hob seine leeren Augen zur Schar der Sterne und zum vollen Monde empor. Ein verspäteter Schnitter mit der Sense über der Schulter und im sommerlichen Abend heiter schimmernden Augen stieg den weißen Weg herab zum Brunnen, füllte seine Kürbisflasche und fragte: Wonach schaust du, Talei?“

„Nach den Sternen.“ —

„Siehst du sie denn?“

„Ich sehe sie nicht, aber ich höre sie. Die ganze Nacht schweben sie und singen, doch ihre Stimme ist leise und nicht wie die der Menschen.“

„Wie ist sie denn?“

„Ich weiß nicht – wundersam! Sie fallen herab wie Birnen, wenn der Wind sie schüttelt. Und wenn einer zur Erde fällt, so weinen die anderen. Das Weinen solltest du hören! Die ganze Nacht kann ich nicht schlafen.“

„Das kannst du nicht, weil du nicht müde bist, Talei. Bind nur einmal von früh bis spät Garben, daß du ganz zerschlagen bist, dann wirst du schlafen! Nicht Sterne noch Grillen singen dann zu dir, und donnerten selbst Kanonenschüsse an dein Ohr, du wachtest nicht auf.“

„Und wenn ich aufs Feld komme, was soll ich tun, wenn ich die Strohbündel nicht sehe?“ ant-

---

unaufhörlich jahraus, jahrein, das ganze Leben lang, ohne müde und mürrisch zu werden. Man achtet seiner kaum ungesehen und unbemerkt nimmt man sein Schlagen als selbstverständlich hin. Aber wenn es auszulassen droht, wenn sein Pochen und Klopfen gestört ist, dann kommt einem plötzlich zum Bewußtsein, wie wichtig es ist, da es die Quelle des Lebens überhaupt ist.

Ist nicht das Wirken und Werken der Mutter in der Familie von der gleichen Art? Ihr Tagewerk spielt sich innerhalb der vier Wände ihres Heimes ab, nicht gesehen kaum bemerkt von den andern. Ihr stilles, nie auslassendes Wirken wird vielfach nicht einmal verstanden, wird nicht gewertet, nicht geschätzt, wird als belanglose Kleinigkeit hingestellt – und das oft vielfach von denen, für die sie sich unaufhörlich plagt und müht. Gar häufig findet sie weder Dank noch Anerkennung, nicht einmal Beachtung. Das Wirken der rechten Frau und Mutter ist so ganz unscheinbar, so gar nicht auffällig, zieht die Aufmerksamkeit der Menschen nicht auf sich. Gar vielen Menschen geht das Verständnis für den Wert der eigenen Frau und Mutter erst auf, wenn die Nimmermüde bereits der grüne Rasenhügel deckt.

Das kommt eben daher, weil Frauen- und Mutterliebe so ganz selbstlos ist – eine wirkliche Liebe des Wohlwollens, die nur auf das Wohl, das Beste des anderen abgestellt ist, die sich um des andern willen müht und plagt, die gern und bereitwillig bescheiden zurücktritt, wenn dieser andere sich wohlig umsorgt fühlt. Die Hauptarbeit des Herzens liegt ja darin, den anderen Gliedern das lebenspendende Blut zuzutreiben. Die wahre Liebe einer Frau und Mutter denkt nicht an sich selbst, buhlt nicht um Dank und Anerkennung – sie erstrebt nur eines: das Glück und das Wohlergehen der anderen, die in ihr Sorgenfeld einbezogen sind.

Niemand auf der ganzen Welt kann selbstloser lieben als eine wirkliche Mutter. Was der Schöpfergott an natürlichen Liebesgaben in ihr Herz gesenkt hat, das soll die Mutter veredeln und heiligen. Dann werden unsere Frauen und Mütter immer gesunde und lebensstarke Herzen ihrer Familien bleiben.

wortete er.

„Wer verlangt das von dir? Fiedel du nur auf deiner Geige!"

Doch Talei dürstete, das Licht des Tages zu sehen.

Niemand in Orliza wußte, woher der blinde Geigenspieler gekommen war. Vor fünf Jahren, an einem Samstag, an Allerseelen, wor Großmutter Tischa, die in der alten Kirche Dienerin war, aus ihrem Häuschen getreten und wollte hinübergehen, um die Glocke zu läuten. Auf dem Dorfplatz sah sie einen fremden Mann. Er war ärmlich angezogen und hatte einen Sack über der Schulter, in dem eine Geige steckte. Die ging zu ihm, sah ihn an und sprach:

„Wer bist du, mein Sohn?"

„Ich bin Tililei." " --

„Tililei?" —

„Der blinde Tililei."

„Woher kommst du?" —

„Aus dem Dunkel."

„Aus dem Dunkel? Und was willst du hier?"

Der Blinde antwortete nicht.

Großmutter Tischa ging, läutete die Glocke, fegte die Kirche aus, tat dreißig Kniefälle vor dem Bilde des Erzengels Michael, kehrte zurück und fand ihn noch am selben Orte. Da fragte sie ihn: Wartest du auf jemand?"

„Nein. Ich will zu Euch kommen. Gestern, als ich durch die heißen Weizenfelder wanderte, fragte ich die Schnitter, ob sie nicht irgendwo eine Brücke wüßten. Und sie sagten mir: Warum gehst du nicht zur Brücke von Orliza? —

Kommen viele Leute an ihr vorüber?"

„Eine Menge, Ganz Orliza und die neun Dörfer umher. An dem langen Flußlauf gibt's keine andere Brücke."

„Führ mich hin, Alte!"



Nur geboren aus der Liebe

Nur wenn Mutterhände Boden lockern im Verstehen,
Und wenn ernste, feste Sämannstaten drüber gehen,
Und wenn's sproßt und wächst und wird im Sonnenschein,
Und wenn's regnen, stürmen, wettern darf hinein,
Daß das Wachsen steigt im Blühen, Reifen, Früchtebringen;
Und wenn fromme Lippen dazu ihre Lieder singen,
Daß dem jungen Menschen Sinn zum Lauschen bliebe:
Dann erst wird der Dienst am fremden Leben
Hoffen auf Erfüllung geben —
Die doch nur geboren wurde aus der Liebe.

Natalie Zimmermann

Großmutter Tischa führte ihn hin. Wie Talei über die lange, hohe Brücke ging, dröhnte sie unter seinen Schritten, und er fühlte, wie diese in das klare Wasser fielen und in der Tiefe versanken. Er schritt hinüber zum Felde, setzte sich unter die Weide mit dem

„Vor allen Dingen aber wollen wir uns in unserer Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria erneuern, auf daß wir in aller Wahrheit Oblaten der Unbefleckten Jungfrau bleiben. Ist dieser Name nicht wie ein Himmelspaß? Marias Namen tragen, ihr in ganz besonderer Weise geopfert sein, sage, lieber Freund, ist das nicht glorreich und zu gleicher Zeit Höchstes versprechend? Oblaten Mariens! Dieser Name erfreut Ohr und Herz!"

De Mazenod, Stifter der Oblaten

Storchenneste, die zur Linken stand, lehnte den Rücken an die geborstene Rinde des gebeugten Stammes und – stand dort fünf Jahre.

Die erste Nacht nächtigte er unter den schwer herabhängenden Zweigen. Die jungen Störchlein flüsterten bis in die späte Nacht in der Vogelsprache ihre Worte, als fielen Tropfen in eine Lache, und bewegten sein Herz. Am andern Tage, als der Tau auf das Nest niederfiel und die Sonne über seine schwarze Stirne flutete, zog er aus dem ledernen Sacke die Geige und strich mit dem Bogen über die Saiten. Da schwiegen die Störchlein. Es kamen die Orlizaner mit ihren Wagen, hielten, um ihm zuzuhören, zogen weiter in die goldene Ferne und fragten sich, woher er gekommen sei. Und der Blinde spielte; aber das war kein Lied, was er spielte, sondern das Seufzen einer Seele, die dürstete, das Licht des Tages zu schauen.

Des Abends brachte ihm die gute Großmutter Tischa in der Schürze ein paar Stück Brot und Weizenkuchen, die von Allerseelen übriggeblieben waren. Sie gab ihm zu essen und fragte: „Wo willst du schlafen?"

„Hier ist's mir wohl."

„Nicht doch, komm mit mir! Wo der weiße Kamin im Weidengestrüpp schimmert, dort ist die Pfarrmühle. Heute habe ich darüber nachgesonnen und denke, daß es dort am besten für dich sein wird. Es ist gut, wenn der Mensch ein Dach über dem Kopfe hat. Schau, morgen wird es regnen. Wo willst du dir da die Knochen wärmen, wenn du naß wirst?"

Talei wandte sich um. „Meine Haut ist's gewohnt."

Und er ging hinter ihr her, über den kühlen Sand, den Fluß entlang. Sie kamen zur Mühle. Großmutter Tischa hielt ihn an.

„Gegenüber hörst du, unter dem knorrigen Birnbaum, ist der Brunnen, falls du durstig bist. Hier auf dem umgestürzten Mühlsteine setze dich in der Frühe, wenn du aufgestanden bist, nieder und wärme dich in der Sonne. Jetzt komm, daß ich dir die Stube zeige."

Wie sie eintraten, tastete sich Talei an den baufälligen geweißten Wänden entlang.

„Schau nicht auf die Wände," sagte die Alte, „hier ist's warm. Du wirst's im Winter merken, wenn du ein Feuer machst. Jetzt wart', daß ich dir eine Decke bringe."

Und Talei wohnte in der verlassenen Mühle, des Nachts unter der Decke, die Großmutter Tischa ihm gegeben hatte, und des Tags unter der krummen Weide mit dem Storchenneſt in den Zweigen, stets mit seiner Geige im Arme. Die Hand des Blinden, die so schön zu spielen wußte, öffnete sich niemals zu Almosen. Wenn ihm aber in der Frühe ein Orlizaner, wenn er zur Arbeit ging, ein Stückchen Brot abbrach vom frischen Laibe, den er, ins bunte Tuch gewickelt, im Sacke trug, das nahm er gerne. Und wenn des Abends die Schnitterinnen reife, bernsteingelbe Birnen brachten und rote Frühäpfel, so netzte er seine Lippen mit ihrem Safte. Allmählich gewöhnten sich die Orlizaner an ihn, lernten sein Lied und ließen es jeden Tag, den Gott ihnen gab, wie einen Segensspruch auf den Feldern erschallen. Und Talei lernte Menschen, Tiere und Wagen kennen an der Stimme, an den Glocken, am Gange. Er lernte ihre Namen, und wenn sie des Abends vom Felde zurückkamen und guten Abend sagten, so nannte er sie beim Namen.

Und einmal, es war während der Feiertage, schon im ersten Sommer, als auf jedem Acker gleich gelben Rebhühnern die Getreidepuppen saßen, banden die Orlizaner ihre Beutel auf und ließen jeder ein Geldstück in die Öffnung der Geige fallen. Da lebte in der Seele des Blinden die Trauer um die liebste Frau auf, die er im Dunkel verloren hatte.

. . . Er war noch sehr klein gewesen. Sie wohnten am Ende des Dorfes, er und seine Mutter. Sie ging jeden Tag zur Arbeit bei fremden Leuten und ließ ihn zu Hause. Und an einem Sommermorgen ging sie fort und kehrte abends nicht wieder. Der kleine blinde Knabe wartete bis Mitternacht, horchte auf das Atmen von Tieren und Menschen, legte das Ohr auf die Erde, um ihre Schritte zu hören, aber er vernahm nichts. Da erschrack er vor Angst, lief hinaus, streckte die Arme aus und begann sich durch das Dunkel zu tasten. Doch wie konnte er sie

suchen, da er doch blind war! Neun Jahre zog Tililei durch die Dörfer, fragte Menschen und Bäume, denen er auf seinen langen Wanderungen begegnete; keiner wußte, wo sie sei. Da kehrte der Blinde wieder in die alte Hütte zurück, nahm von der Wand die väterliche Geige aus Nußbaumholz, zog in die Welt, ließ seine Lieder erklingen und vergaß . . .

Und erst als die Silbermünzen in seiner Geige klimperten, lebte in ihm die alte Trauer auf, und er sehnte sich, daß weiche Mutterarme ihn umschlingen möchten. Im vorigen Jahre hatte ihm Großmutter Tischa gesagt, er solle, wenn er könne, ein wenig Geld sparen. Fern irgendwo, in einem andern Lande gäbe es ein Brünnlein für blinde Augen. Wer sich mit dessen Wasser die Augen netze, werde sehend. Aber das sei am Ende der Welt. Zu Fuß könne man nicht dorthin gelangen. Wenn er nun ein wenig Geld spare, könne er sich ein Pferd kaufen, mit ihm sei er in zehn Tagen dort. Und Talei entschloß sich, in einem Beutelchen Geld zu bewahren, um sich ein Pferd zu kaufen. Wenn er nun einmal sah, dann würde er kreuz und quer die Welt durchziehen und seine Mutter finden. Des Sonntags ging der Geigenspieler in der Nacht aufs freie Feld und vergrub unter einem Stein das Verdiente. Manchmal saß er die ganze Nacht bei dem Häuflein Geld, ließ es durch seine Finger gleiten und zählte es. Das machte sein Herz lebendig. Und so oft er es zählte, fühlte er über seiner Schulter das Schnauben eines schönen, weißen, zum Ritt gesattelten, Pferdes.

So vergingen vier Sommer.

Im fünften gab Gott der Herr den Olizanern eine überreiche Ernte. Tief neigten sich die Ähren, die Zweige der Apfel- und Birnbäume brachen unter der Last, die Wiesen wimmelten von Lämmern, und in den Höfen gak- das sollte nicht gut enden. Eines Abends, zwei Tage vor der Ernte, fiel ein nie gesehener Hagel und zerschlug die Frucht bis auf das letzte Korn. Als die furchtbare Wolke sich über dem Dorfe kerte das Volk der Hühner. Aber entlud, kroch Talei unter die Brücke und horchte lange, wie die Nüsse vom Himmel fielen. Doch er verstand nicht, was geschah. Endlich war das Unwetter vorüber, und die liebe Sonne schien. Sanft und warm koste sie die verwundete Erde, und der Blinde, von irgendeiner unbekannten Freude erwärmt, zog seine Geige heraus und strich mit dem Bogen über die Saiten. Einsam war es rings umher. Die Felder, gelb vor dem Unwetter, waren nun schwarz, als seien sie gepflügt wie Brachäcker. Kein Korn war mehr zu sehen. Der, welcher es gegeben, hatte es genommen.

Talei spielte ein munteres Lied und horchte, ob die Störchlein über seinem Haupte die Flügel regten. Doch sie taten es nicht. Da kam über die Brücke der alte Iwan, der Bürgermeister von Orliza. Er ging über die zerschlagenen Felder, schüttelte den Kopf und sagte etwas zu sich selbst. Als er Taleis Geige hörte, sprang er, wie von etwas gestochen, zu ihm hin und drohte mit der Hand: „So“, schrie er, „fünf Jahre also haben wir dich genährt wie unsern Hund, und du, was bist du für einer? Wenn unsere Herzen vor Kummer weinen, so freust du dich und spielst zum Tanze, he? Schämst du dich nicht? Schau die erschlagenen Hühner zu deinen Füßen, die sollten dir wenigstens Leid tun! Hast du kein Herz? Mach', daß du fort kommst von hier, heute noch! Sonst jagen wir dich mit Steinen fort, daß du die Orlizaner dein Lebtag nicht vergißt!“

Und der Alte packte in seinem Zorne die Geige des Blinden und schlug sie mit aller Kraft an die krumme Weide. — Talei verstummte. Bis abends saß er, ohne sich zu rühren, auf derselben Stelle. Als aber die Nacht auf Orliza niederfiel, stand er auf, tastete sich auf der Erde weiter und las Stück für Stück seine Geige zusammen. Und wie er so tastete, fühlte er etwas Weiches: ein vom Hagel getötetes Störchlein. Da stand der Blinde auf, rieb sich mit dem Ärmel die Augen und ging auf das Feld. Er fand den Stein, zog all das glitzernde Geld heraus, das er in fünf Sommern gespart hatte, tat es in das Beutelchen und kehrte ins Dorf zurück.

Mitten auf dem Platze, wo Großmutter Tischa ihn einstmals an Allerseelen gefunden hatte, schüttete er alles aus, was ihm die Orlizaner in ihren frohesten Tagen gegeben hatten. Wie Tränen glänzten die Geldstücke im Mondenschein. Orliza schlief. Schwer getroffenen Herzens verließ es der Geigenspieler und verschwand ohne Geige im Dunkel, aus dem er vor fünf Jahren gekommen war.

Die Wege der Finsternis werden immer bald zu Ende gegangen; als undurchmeßbar erweißt sich das Mysterium des Lichtes.

Hans Carossa

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

3. Fortsetzung

Er hatte es damals mit Tränen versprochen, aber leider sein Versprechen nicht gehalten. Und wie hatte sich die Vorhersagung seiner Mutter bewahrheitet! Wegen toller Streiche war er als Knabe schon beinahe mit dem Strafrichter in Berührung gekommen und vom Gymnasium gejagt worden; man hatte ihm noch einmal auf die Fürsprache eines verwandten Geistlichen verziehen; dann war das Universitätsleben gekommen, wo ihn die alte Untugend um sein bescheidenes Vermögen, um seinen Beruf und um seinen Glauben gebracht hatte; dann das wilde Kriegsleben, das er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, wählte, – gerade im rechten Augenblick, um seinen Gläubigern zu entrinnen, das ihn aber immer tiefer in den Abgrund sittlicher Verrohung hineinzog; dann die lange Reihe verschiedener Lebensstellungen, aus denen allen ihn sein unverbesserlicher Charakterfehler verdrängte, bis er endlich von bitteer Not gezwungen den armseligen Posten eines Küsters annehmen mußte. Und nun stand er auf der Schwelle des eigentlichen Verbrechens, und er sah noch einmal im Geiste seine Mutter mit den treuen, kummervollen Augen wie einen warnenden Engel vor sich stehen.

Umsonst! Die Gnade wurde ausgeschlagen. „Sei keine Memme!" sagte Loser zu sich. „Wie viele hochachtbare Männer stehlen jährlich Hunderttausende durch Börsenspiel aus den Taschen ihrer Mitmenschen! Das ist nun einmal der Kampf ums Dasein! Und zudem mache ich keinen Menschen ärmer. Wenn das Krankenhaus von dem Pfaffen nicht gebaut wird, so baut statt dessen der Staat ein anderes und größeres. Voran!"

Loser tastete die Mauer entlang, bis er die Ecke erreicht hatte, wo der Marienflügel mit dem Magdalenenflügel zusammenstieß. Er stand nun zwischen der kleinen Küche und der Wohnung des Pfarrers. Da fiel ihm das große Vorschneidemesser ein, das in der Schublade des Küchentisches lag. Sollte er es mitnehmen? wenigstens zur Notwehr? Er trat in die Küche und fand nach einigem Suchen den Tisch. Auf den ersten Griff in die Schublade faßte er das Messer. Aber er warf es wieder hinein, daß es hörbar klirrte. „Ich mag weder Montmoulin noch seiner Mutter etwas zuleide tun und werde auch so wohl mit ihnen fertig; auch könnte ich mit dem dummen Ding im Dunkeln fallen und mich selbst verwunden", sagte er. „Aber das kleine Laternchen, mit dem der Abbe am Morgen früh in die Kirche hinabgeht, will ich doch anzünden." Er strich ein Zündhölzchen an seinem Ärmel an und fand die Laterne sofort; denn er kannte die Gewohnheiten des Pfarrers. Sie mit dem Rocke zudeckend, schritt Loser jetzt vorsichtig über den Korridor, und nachdem er an der Türe gelauscht hatte, benutzte er das Heulen eines starken Windstoßes, um sie zu öffnen. Der Küster ließ einen Strahl des Lichtes in das Zimmer fallen; es war leer. Leise wagte er sich hinein und schritt auf den Zehen nach dem Schreibpulte. Er zog den Schlüssel aus seiner Westentasche, um mit klopfendem Herzen die Beute an sich zu nehmen; da – Loser traut seinen Augen nicht – steckt ja schon ein Schlüssel im Schlosse; er dreht ihn um und sieht sich betrogen!

Eine wahre Wut erfaßte den Einbrecher. Er hatte alles so fein angelegt, wie er meinte, und nun sollte ihn dieser einfältige Abbe durchschaut und seinen ganzen Plan auf eine so lächerlich leichte Weise durchkreuzt haben! „Wer hätte daran gedacht, daß der Pfaffe seinen Mammon mit sich in sein Bett hinein nähme, wie ein alter Geizhals? Mit meinen Händen erwürge ich ihn eher, als daß ich ohne das Geld das Kloster verlasse", sagte er und

wandte sich mit einem Fluche der Türe des Schlafzimmers zu. Sie gab seinem Drucke nicht nach, und alsbald hörte er die Stimme einer Frau sagen: „Francois, bist du es?"

„Sacrebleu!" fluchte Loser. „Was jetzt? Wenn ich die Türe mit Gewalt einsprenge, so erhebt die Alte ein solches Mordgeschrei, daß man es am Ende im Dorfe hört. Und überdies bin ich keinen Augenblick sicher, daß nicht der Pfarrer zurückkommt. Es geht nicht mit Gewalt, wenigstens jetzt nicht. Ich muß eine andere Gelegenheit abwarten." Mit diesem Entschluß schlich er sich geräuschlos aus dem Zimmer, stellte die Laterne in der Küche auf ihren Platz und verbarg sich in einer der leeren Zellen, wo er einen neuen Plan ausheckte.

Nachdem er lange nachgedacht schlich er an die Treppe des Magdalenenflügels zurück und holte seine Schuhe; dann nahm er aus der Schublade des Küchentisches das lange Messer und begab sich, immer vorsichtig auf den Zehen die Wand entlang schreitend, durch das Oratorium die Wendeltreppe hinab gerade in das kleine Nebengemach der Sakristei, in welcher der Totenkopf den kleinen Charles so sehr erschreckt hatte. „Hier bin ich sicher", sagte er zu sich. „Diese Rumpelkammer betritt kein Mensch. Ich kann von ihr aus sowohl einen Blick in die Kirche als in den Kreuzgang tun und so den günstigen Augenblick abwarten. Aber es ist kalt hier. Nun, da ist ja das Bahrtuch!" Er legte das Messer neben sich, nahm einen tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche, wickelte sich in das Tuch und suchte zu schlafen.

„Parbleu! Du bist doch ein aufgeklärter Mensch!" brummte er. „Du glaubst, daß mit dem Tode alles zu Ende sei! Was ist es dir denn gerade unter diesem Fetzen so unheimlich zu Mute? Pah, sei keine Memme, Arthur Loser, die Toten kommen nicht wieder." Und doch suchte er vergebens zu schlafen und trank sich so viel Mut zu, daß er halb betrunken war, als der Tag endlich langsam anbrach.

Fünftes Kapitel.

Die Tat.

Als der Morgen graute, kam Abbe Montmoulin todmüde von seinem Versehgange zurück. Er hatte die Nacht bei dem Kranken zugebracht, einen lichten Augenblick erwartend, um dessen Beicht zu hören und ihm die heilige Wegzehrung zu reichen, nachdem er ihm gleich bei seiner Ankunft die heilige Ölung gespendet hatte. Wirklich war nach Mitternacht eine leichte Besserung in dem Zustande des Todkranken eingetreten und das Bewußtsein wenigstens so weit zurückgekehrt, daß er auf die Fragen des Priesters durch ein Zeichen mit Ja und Nein antworten konnte und bei den Akten der Reue, die dieser ihm vorbetete, mit der nicht gelähmten Linken an seine Brust schlug, worauf er die Lossprechung und das heilige Sakrament erhielt.

Der Pfarrer wollte nun den Heimweg antreten; aber das Unwetter, das auf der Berghöhe noch viel heftiger tobte als in den Niederungen, machte es für den Augenblick unmöglich. „Es wäre Ihr Tod, Herr Pfarrer," sagten die guten Leute; „selbst wir würden uns bei diesem Sturm und Regen nicht auf die abschüssigen Wege nach Ste-Victoire hinab wagen." Gegen 4 Uhr morgens aber schien sich der Sturm zu legen; und nun gaben sie dem Geistlichen, der um 6 Uhr die gewöhnliche heilige Messe nicht versäumen wollte, einen handfesten Burschen mit, daß er ihn stütze und führe.

Alles ging gut, nur durchnäßte auf der Hälfte des Weges ein heftiger, eiskalter Regenguß den Priester bis auf die Haut.

Angekommen, trug er natürlich das heilige Öl und die Pyxis zuerst in die Sakristei zurück, die man auch vom Kreuzgange aus, am Fuße der bereits erwähnten dunklen Wendeltreppe, betreten konnte, läutete den Angelus und darauf zur heiligen Messe; er glaubte ja, der Küster sei abwesend. Dann öffnete er die Kirche, in welche alsbald ein halbes Dutzend alter Mütterchen eintrat. Jetzt wollte Abbe Montmoulin in seine Wohnung, um die Kleider zu wechseln; denn er begann zu frösteln. Aber eine ängstliche Person hielt ihn noch fast zehn Minuten mit ihren Gewissenszweifeln auf und ließ ihn erst gehen, als der Beichtvater erklärte, er fühle sich unwohl.

In seiner Wohnung fand er die Mutter schon lange aufgestanden. Er erzählte mit wenigen Worten seine Erlebnisse und hörte von ihr mit großer Beruhigung, daß die Nacht ohne Störung verflossen sei; nur einmal habe sie aus dem Schlafe auffahrend gemeint, es rüttle jemand an der Türe des Zimmers; es werde aber der Sturm gewesen sein. Der Pfarrer kleidete sich dann rasch um und begab sich nach der Sakristei, um die Messe zu lesen.

Die alte Susanne hatte nach derselben, während der Herr die Danksagung betete, wie sie es gewohnt war, das Frühstück bereitet. Sie war dabei nicht in der besten Laune. Der Besuch aus der Stadt hatte ihr schon gestern nicht gefallen, und sie ahnte, daß

derselbe wohl nur eine Einleitung dazu sei, ihr den Dienst zu künden. „Fast allen Kaffee, den ich gebrannt und gemahlen, haben sie verbraucht", brummte sie. „Die Tassen sind nicht gewaschen; die Zuckerdose ist halbleer – und wo ist denn das große Messer hingekommen, mit dem ich immer die Brotschnitten machte? Das ist ja eine Heidenwirtschaft! Da tut die alte Susanne nicht mit! Die alte Susanne hat ihrer Lebtag auf Ordnung gehalten, und lieber kündige ich heute noch –„

Als Abbe Montmoulin von der Danksagung durch den Korridor kam, hatte er einen Teil dieses Selbstgespräches hören müssen; denn die alte Susanne pflegte ziemlich laut zu denken, wenn sie ärgerlich war, und gedemütigt trat er nun zu ihr in die Küche, um den Sturm durch ein freundliches Wort zu besänftigen. Das gelang nur insofern, als sich derselbe in einen Regenguß verwandelte, indem die alte Magd mit vielen Tränen sagte, sie wisse ganz gut, daß der Herr Pfarrer mit ihr unzufrieden sei und sie ihm nichts recht machen könne; aber er werde schon sehen, wie er bedient werde, wenn man sie auf die Seite schiebe.

„Unsinn, Susanne! Wer will Euch beiseite schieben? Aber ich werde doch meine alte Mutter zu mir nehmen dürfen? Ihr sollt vor wie nach das kleine Verdienst bei mir haben und meiner Mutter in der Haushaltung helfen. Da!" Er drückte ihr ein Zweifrankenstück in die Hand. „Und nun bringt uns den Kaffee hinein. Und dann lauft rasch zu Herrn Renard, dem Krämer, und fragt, ob meine Mutter nicht mit ihm nach Aix zurückfahren könne, und wann? Endlich geht zu Madame Blanchard und laßt sie bitten, wo möglich heute morgen noch zu mir zu kommen."

Susanne trocknete mit dem Zipfel ihrer Schürze die Tränen und dankte. „Wenn ich nur wüßte, wo das große Messer hingekommen ist!" jammerte sie noch.

„Julie wird es verlegt haben. Es wird sich schon wieder finden", entgegnete der gute Pfarrer und schritt seiner Wohnung zu.

Nach dem Frühstück, das Mutter und Sohn in traulichem Gespräche einnahmen, wobei sie sich die schönen Tage des gemütlichen Zusammenlebens recht rosig auszumalen suchten, kam bald Susanne mit der Nachricht, Herr Renard lade mit Vergnügen Frau Montmoulin ein; er fahre heute schon um 8 Uhr; und Madame Blanchard werde zwischen 10 und 11 Uhr ihre Aufwartung machen.

„Dann haben wir keine Minute zu verlieren," sagte Abbe Montmoulin und nahm eine Banknote aus einem Fache seines Pults. „Hier sind 500 Franken für dich! Du darfst dich nicht weigern. Die gute Madame Blanchard hat sie mir von einer Erbschaft geschenkt, welche ihr dieser Tage zufiel; ich behalte noch ebensoviel für mich und meine Bücher. Nein, du darfst dich nicht weigern! Bezahle damit den Rest der Schuld, welche du meinetwegen machen mußtest. Ich weiß nicht, wie Madame Blanchard von unseren ärmlichen Verhältnissen Kunde bekam; sie scheint einen eigenen Sinn zu haben, mit dem sie förmlich jede Not aufspürt, um ihr nach Kräften abzuhelfen, und sie bot mir das Geschenk so liebevoll an, daß ich ihr wirklich wehe getan hätte, wenn ich es ablehnte."

„Die gute Frau! Gott möge es ihr lohnen!" rief Frau Montmoulin.

„Ja darum wollen wir beten. Und nun auf Wiedersehen recht bald und dann für immer, liebe Mutter! Ich würde dich gerne zu Herrn Renard begleiten; aber du weißt, was ich hier zu bewachen habe. Gott sei Dank, daß Madame Blanchard so bald kommt und mich heute morgen noch von dem Alp befreit, der mich seit gestern nachmittag wirklich beunruhigt. Also lebe wohl! Und bete etwas für mich." Damit küßte er seine Mutter.

„Bete auch für mich, ich tue es alle Tage; und nun noch deinen priesterlichen Segen!" Sie kniete nieder und bekreuzte sich mit tiefer Rührung. Dann lächelte sie mit feuchten Augen und folgte der alten Susanne durch die Türe. In einer kleinen Handtasche trug sie einige Stücke Leibwäsche ihres Sohnes, welche der Ausbesserung bedurften; denn sie hatte natürlich in der Morgenfrühe schon dessen Kleiderschrank einer vorsorglichen Durchsicht unterzogen. Unten vom Hofe aus grüßte sie noch einmal den Sohn, welcher ihr durch das Fenster nachschaute.

Wie ganz anders sollte das nächste Wiedersehen sein, als sie es sich jetzt dachten! Es lag etwas wie eine Ahnung auf der Seele des Sohnes. „Wie sonderbar ist mir zu Mute!" sagte er. „Ich habe mich am Ende doch ganz bedeutend erkältet und will mich niederlegen, sobald Madame Blanchard mit dem Gelde fort sein wird."

Als die alte Susanne zurückkam, bat er sie, ihm etwas Tee zu kochen und zurechtzustellen. Dann entließ er sie mit dem Bemerken, sie brauche bis morgen früh nicht mehr zu kommen. Er werde sich des Nachmittags zu Bette legen und seine Erkältung ausschwitzen. Da der Pfarrer es gewöhnlich so machte, wenn er sich unwohl fühlte, erhob die

Magd keinerlei Einwendung. Sie fragte nur noch, ob sie denn kein Essen bringen solle, und als der Pfarrer antwortete, er fühle keine Eßlust und könne sich, wenn dieselbe sich einstelle, selbst ein paar Eier kochen, entfernte sie sich mit den Worten: „Wie der Herr Pfarrer will!"

Abbe Montmoulin betete dann die Prim. Nachdem er mit dem Brevier zu Ende war, schrieb er aus einem antiquarischen Katalog auf eine Liste eine Reihe theologischer Bücher, die er heute noch durch die Post bestellen wollte. „347 Franken 50 Centimes!" sagte er, die Posten zusammenrechnend, mit einem Seufzer. „Ich würde es nie wagen, so viel Geld für meine Bibliothek auszulegen, wenn nicht diese vortreffliche Madame Blanchard mir das Geld unter der ausdrücklichen Bedingung gegeben hätte, daß ich es ausschließlich für meine Bedürfnisse und nicht für die Armen verwende. Nun, es bleibt gerade noch genug übrig, um die Zimmer für meine gute Mutter etwas herrichten zu lassen. – Aber was mich der Kopf schmerzt! Ich will mich ruhig in den Lehnstuhl setzen und nur ein nasses Tuch um die Schläfen binden."

Abbe Montmoulin hatte sich kaum im Stuhle zurechtgesetzt, als es 10 Uhr schlug. Wenige Minuten nachher klopfte man an der Zimmertüre.

„Herein!" rief der Pfarrer. – „Das ist Madame Blanchard, die ist so pünktlich wie ein Uhrwerk. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie zu mir bat, gute Frau; aber ich fürchte, heute nacht eine kleine Grippe geholt zu haben."

„Das sehe ich zu meinem Leidwesen!" sagte die Eintretende, eine kleine, schon bejahrte Dame, die aber noch recht kräftig und rüstig schien. Nach alter Mode umrahmte eine krause Spitzenhaube das freundliche rote Gesicht, zu dessen beiden Seiten zwei sorgfältig gewundene, schneeweiße Locken herabhingen. Sie richtete ihre klaren Augen, aus denen die Unschuld eine Kindes leuchteten, besorgt auf den Geistlichen, und ein Zug fast mütterlicher Liebe spielte um ihren Mund. Dann stellte sie den Armkorb, mit dem man sie immer die Kranken und Armen besuchen sah, auf den Boden und nahm auf die Bitte des Pfarrers in dem Sessel Platz, den derselbe für sie an dem Tisch zurechtgestellt hatte, hinter welchem er saß.

„Bitte nehmen sie das Tuch nicht von der Stirne " bat sie freundlich. „Ich habe schon gehört, daß Sie letzte Nacht zu den Höfen von Montalto einen Versehgang machen mußten. Mein Gott, ein solcher Weg und in solchem Sturm und Regen! Sie hätten besser getan, die heilige Messe heute nicht zu lesen und sich sofort ins Bett zu legen. Nehmen Sie es mir nicht ungütig; aber wirklich, Sie trauen sich zu viel zu, Sie sündigen auf Ihre Jugendkraft; Sie schulden sich der Gemeinde, uns, den Armen!"

„Ich will ja auch ganz gehorsam mich niederlegen und etwas Tee trinken, sobald wir unser kleines Geschäft besorgt haben," entgegnete lächelnd der Abbe.

„Geschäft!" rief abwehrend die gute Dame. „Das hat ja noch Zeit! Jetzt müssen Sie vor allem Ruhe haben und dürfen Ihren Kopf nicht im mindesten anstrengen."

„Eben weil ich Ruhe haben möchte, bitte ich Sie, das Geld gleich mitzunehmen," entgegnete der Pfarrer. „Wir sind ja in fünf Minuten fertig, und offen gestanden, die große Summe macht mir hier Sorgen. Ich bin ja fast den ganzen Tag allein in dem einsamen Gebäude und kann zudem jeden Augenblick zu einem Kranken gerufen werden."

„Wenn das der Fall ist, wenn es Sie beruhigt, will ich das Geld herzlich gern mitnehmen. Aber ich bitte Hochwürden, bemühen Sie sich nicht, es mir vorzuzählen; es ist gewiß alles bis auf den Sou richtig –"

Abbe Montmoulin hatte inzwischen das Tuch mit dem Gelde herbeigebracht und es auf dem Tische losgeknüpft. Trotz des lebhaftesten Protestes seitens der alten Dame zählte er ihr die einzelnen Posten vor und schloß endlich mit der Bitte, die bereits geschriebene Quittung zu unterzeichnen. Sie lautete einfach: „Von Abbe Montmoulin aus der Kasse des St. Joseph-Sammelvereins am heutigen Tage die Summe von 12,000 Franken für den Neubau des hiesigen Krankenhauses der Schwestern erhalten zu haben, bescheinigt, St-Victoire, 20. Februar 1888. Maria Blanchard."

Mit raschen und entschiedenen Zügen hatte die gute Frau ihren Namen unter den Empfangsschein gesetzt und dann lächelnd dem Pfarrer die Feder zurückgegeben. „Was Sie für ein genauer Geschäftsmann sind!" sagte sie. „Man sollte meinen, Sie wären bei einem Kaufmann in die Schule gegangen."

„Das bin ich auch. Mein Vater selig war Kaufmann," scherzte der Pfarrer, „und ich habe mich bei der nächsten Sitzung des Komites genau schwarz auf weiß auszuweisen, sonst verurteilen mich die gestrengen Damen zur Rückerstattung, und da müßte ich mit dem Bettelstab in der Hand die weite

Welt durchreisen, ehe ich eine solche Summe zusammenbrächte. – Aber wie wollen sie das Geld nach Hause bringen?"

„Nichts einfacher als das. Sie leihen mir das Tuch, in das Sie es eingewickelt hatten, und ich lege es darin eingebunden in meinen Armkorb, dessen Deckel schon allerlei verborgen hat. Kein Mensch wird vermuten, daß ich heute statt Leinwand oder Strümpfe oder Brot 12,000 Franken darin trage. – Und nun leben Sie wohl, lieber Herr Pfarrer, und beten Sie ein Ave für die alte, unnütze Blanchard, der es manchmal recht bange wird, wenn sie an die schwere Rechenschaft denkt, welche jeden Augenblick kommen kann."

„O, da braucht Ihnen nicht bange zu sein! Wissen Sie, was der Heiland sagen wird: ‚Kommt, ihr Gebenedeiten meines Vaters! Denn ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet. Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!' Das wird der Heiland einst sagen, wenn die gute alte Madame Blanchard mit ihrem großen Armkorb, in dem dann mehr als 12,000 Franken sein wird, an die Himmelstüre klopft." So erwiderte mit Wärme der Pfarrer.

Madame Blanchard wischte sich eine Träne aus dem Auge und antwortete: „Ich danke ihnen für dieses trostreiche Wort. Was ist es doch etwas Schönes um die christliche Liebe, die im Armen den Mitbruder Christi, ja Christum selber sieht! Könnte ich doch tausendmal mehr für meinen Heiland in den Armen tun, der aus Liebe zu mir und für meine Sünden am Kreuze gestorben ist! – Darf ich um Ihren Segen bitten?"

Sie kniete nieder und empfing den Segen. „Und nun leben Sie wohl! Nein, keinen Schritt dürfen Sie mich vor die Zimmertür begleiten. Ich finde mich ganz gut zurecht. Um keinen Preis. Bitte, beten Sie statt dessen ein Ave Maria für mich!"

Abbe Montmoulin willfahrte ihrer Bitte, sie nicht zu begleiten, und legte sich, ihrer Mahnung folgend, zur Ruhe, nachdem er den Rest der Horen gebetet hatte. Es war ihm so eigentümlich zu Mute; eine innere Stimme sagte zu ihm: „Bete für sie." Schon wollte er sich wieder ankleiden, um ihr nachzugehen. Aber er schlug den Gedanken aus und sagte sich, es sei die Aufregung eines kleinen Fiebers, und suchte vergebens einzuschlafen.

Loser hatte in der Gerümpelkammer der Sakristei in immer steigender Aufregung den Vormittag zugebracht. Er hörte den Angelus läuten und sah gleich darauf Abbe Montmoulin die Kirche betreten. Sollte er jetzt die Tat wagen, da die Mutter des Pfarrers wahrscheinlich aufgestanden und die Türe der Schlafkammer geöffnet war? Es schien ihm zu gefährlich; der Abbe konnte jeden Augenblick ins Haus hinauf kommen. Auch wußte er nicht genau, wo das Geld jetzt versteckt sei; er mußte vielleicht lange suchen, ehe er es fand. Aber sobald der Pfarrer am Altare war, wollte, er sich hinaufschleichen; wahrscheinlich war dann die Mutter des Pfarrers auch in der Kirche, und die alte morsche Türe würde ihm wenig Widerstand leisten, auch wenn sie geschlossen wäre; ein kräftiger Tritt mußte die Füllung zertrümmern. Loser wartete also, bis der Pfarrer die Messe begann. Nun wollte er sich hinaufschleichen, warf aber erst einen Blick durch die Luke in den Kreuzgang. Richtig! da mußte gerade die alte Susanne kommen! Jetzt hatte er es möglicherweise mit zwei Frauen zu tun, und wenn eine entrann, war er verloren. Dennoch schlich er barfuß bis unter die Türe des Oratoriums; da sah er die Mutter des Pfarrers knien, und er wagte nicht, an ihr vorüber zu huschen. „Wenn sie schreit, so hört man es in der Kirche",sagte er sich und kehrte mit einem Fluche in sein Versteck zurück.

Sollte nun wirklich aus dem Plane nichts werden? Sollte er hier auf dem abgelegenen Dorf der Provence sein ganzes Leben in der elenden Stellung eines Küsters verbringen? Und selbst das hatte er sich unmöglich gemacht; denn nach seinem Gerede von der großen Erbschaft war ja hier seines Bleibens nicht mehr. Und welch flottes Leben schien ihm gestern abend noch sicher zu winken, wenn er mit der Summe, deren Höhe er freilich überschätzte, glücklich nach Amerika kam!

Die Messe war vorüber und Abbe Montmoulin ins Haus hinaufgegangen. Einige Zeit nachher sah Loser die alte Susanne mit einer anderen alten Frau das Kloster verlassen. „Jetzt ist der Pfarrer allein," sagte er sich. „Jetzt würde ein anderer kurzen Prozeß machen. Aber, Arthur Loser, du bist ein Feigling! Du glaubst, daß mit dem Tode alles aus und vorbei ist; du hältst dich und deine Mitmenschen nur für eine etwas höher entwickelte Tiergattung und hast doch nicht den Mut, die rechte Schlußfolgerung aus dieser Lehre der modernen Wissenschaft zu ziehen. Im Kriege, ja, da wagtest du es, ein paar arme Teufel von Soldaten aus sicherem Versteck rücklings zu erschießen – und das war doch schließlich auch ein Mord. Aber den Pfar-

rer niederzustoßen, der dir ein paar lumpige Wohltaten erwies, das wagst du nicht."

Der Mensch suchte sich in eine Wut hineinzureden und griff wiederholt zur Schnapsflasche, die er endlich mit einem Fluche leerte. Jetzt wollte er ins Haus hinauf und von der kleinen Küche aus eine günstige Gelegenheit erspähen. Da sah er – es hatte eben 10 Uhr geschlagen – Madame Blanchard mit ihrem Armkorbe durch den Kreuzgang kommen. „Die holt das Geld!" fuhr es ihm durch den Kopf. „Jetzt ist der letzte Augenblick, jetzt oder nie!"

Mit dem Blicke eines Raubtieres ergriff Loser das Messer und sprang die Wendeltreppe hinan. Er erreichte den Korridor gerade, als die Frau in der Türe des Pfarres veschwand. Eine Minute später stand er lauschend vor derselben Türe. „So, so, der Pfarrer ist unwohl – um so besser," dachte er. „Aha, jetzt kommen sie auf das Geschäft," – er legte sein Auge an das Schlüsselloch und sah die Banknoten und das glänzende Gold. „Doch nur 12,000 Franken – ich dachte, es wäre mehr; nun, es ist doch immerhin so viel und die paar Blutstropfen dieser alten Gans wert. Ja, laß dir nur den Segen geben! Jetzt!"

Rasch drückte er sich in eine dunkle Ecke in der Nähe der Treppe und faßte sein Messer zum Stoß bereit. Madame Blanchard nahm aber nicht den Weg zur Haupttreppe, sondern schritt dem Oratorium zu, wo sie noch eine kurze Anbetung des hochwürdigsten Gutes machen wollte. „Um so besser." murmelte Loser. „Das erleichtert die Sache. Sie wird nun den Weg zum Kreuzgang die Wendeltreppe hinab nehmen, und dort kann ich es ohne jede Gefahr tun."

Auf den Zehen folgte Loser der Arglosen. Das Oratorium hatte in alter Zeit den Nonnen als Chor gedient und war von der Kirche nur durch ein hohes Holzgitter getrennt. Vor diesem Gitter hatte sich Madame Blanchard niedergekniet und betete in großer Sammlung. „Man könnte ihr fast den Armkorb wegnehmen," dachte Loser. „Aber was würde es nützen? bei Tage kann ich mit dem Gelde nicht fliehen, und vor Nacht würde man mich finden, wenn ich sie entschlüpfen ließe. Sei endlich ein Mann, Arthur Loser!"

Jetzt erhob sich Madame Blanchard, nachdem sie fast zehn Minuten andächtig gebetet hatte, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und schritt der Wendeltreppe zu, die ihr wohlbekannt war. Sie hatte mit der einen Hand den Strick gefaßt, der die Stelle einer Treppenlehne vertrat, und tastete vorsichtig im Dunkel hinab.

„Ist jemand hinter mir?" fragte sie, plötzlich einhaltend; denn sie hatte Loser gehört, der ihr auf der Ferse folgte.

„Ich muß mich getäuscht haben; ich hätte doch besser den anderen Weg genommen; ich weiß nicht, weshalb ich mich auf einmal fürchte. Mut, Gott ist ja bei mir!" so sagte sie laut und machte noch zwei Schritte. Da hatte sie den kleinen Treppenabsa! vor der Gerümpelkammer erreicht und fühlte sich plötzlich an der Kehle gefaßt. Gleichzeitig öffnete Loser mit seinem Fuße die Türe, die nur angelehnt war, stieß sein Opfer hinein und bohrte ihm das Messer in die Brust. Mit einem erstickten Schrei sank Madame Blanchard zu Boden. Erst als der Tod schon lange eingetreten war, zog der Mörder seine Hand vom Halse der Leiche zurück und erhob sich.

(Fortsetzung folgt)

Jedes Menschenwesen, auch das Kind im Mutterschoß, hat sein Lebensrecht unmittelbar von Gott, nicht von den Eltern, nicht von irgend einer Gemeinschaft oder menschlichen Autorität. Darum gibt es keinen Menschen, keine menschliche Autorität, keine Wissenschaft, keine medizinische, eugenische, soziale, wirtschaftliche oder ethische „Indikation", die einen Rechtstitel darstellen oder geben können zu einer direkten, überlegten Verfügung über schuldloses Menschenleben, das heißt, eine Verfügung, die auf Vernichtung abzielt, sei sie Selbstzweck, sei sie Mittel für einen andern Zweck, der an sich vielleicht nicht unerlaubt ist.

Papst Pius XII.

FATIMA STUDENT BURSE

Spanische Theologiestudenten haben viele Priesterseminare Europas und Kanadas angeregt, die im Jahre 1955 ihre theologischen Studien beendenden Seminaristen, am 8. Dezember dieses Marianischen Jahres der Mutter Gottes zu weihen. Marianische Priester sollen sie alle werden. Priester, denen Marias Geist, Marias Frömmigkeit und Gottesliebe im Herzen brennen und von den Lippen fließen soll. Beten wir für unsere Theologen und empfehlen wir sie dem besonderen Schutze der Unbefleckten Jungfrau. Möge Maria uns ganz besonders jene Priester segnen, denen wir durch diese der heiligen Jungfrau von Fatima geweihten Burse zum theologischen Studium verhelfen.

Bisher eingenommen:	$2,457.00
Ein Freund, Macklin, Sask.	5.00
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sk.	300.00
Ein Leser, Langenburg, Sask.	1.00
Mrs. M. Multarzynski, Beebe, P. O.	8.00
Georg Schuman, Denzil, Sask.	3.00
Mrs. J. Fischer, Regina, Sask.	5.00
Rosa Bachmeier, Vancouver, B. C.	3.00
Mrs. John Ries, Provost, Alta.	1.00
Mrs. Maria Unser, Regina, Sask.	6.00
John Weiss, St. Walburg, Sask.	2.00
Susan Gottselig, Kelowna, B. C.	3.00
	$2,794.00

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —

Unser deutsches Gebetbuch

Wir Beten

dient als schönes

Geschenk

Bestellen Sie es sich bitte.

Preis: $1.75

Zu beziehen von:

THE MARIAN PRESS

Box 249 Battleford, Sask., Canada

WE CALL AND DELIVER

CAPITAL DRY CLEANERS

1858 Broad Street PHONE 5552 Regina, Sask.

CLEANING — PRESSING — REPAIRING

Alterations of all kinds—Suits Sponged and Pressed

Country Orders are given Special Attention.

Heald and Molisky

D. V. Heald, B.A., LL.B.
V. Molisky, B.A., LL.B.

Barristers, Solicitors and Notaries

401 Kerr Blk. Phone 4165

FUHRMANN & COMPANY

MEATS AND SAUSAGES

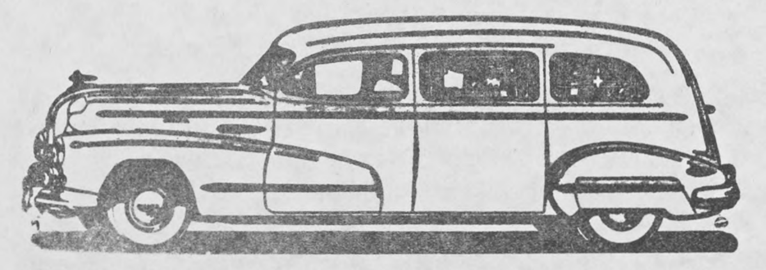
PHONE 7615 REGINA, Sask.

We buy dressed and live Cattle, Hogs and Fowl at the highest market prices.

Corner 10th Ave. and St. John St.

SPEERS FUNERAL HOME LTD.

PHONE 23232



PHONE 4433

DIRECTORS OF FUNERAL SERVICE